Ludwig Tieck's gesammelte Novellen.

Erstes Bändchen.

531.

P.O. germ. 1469 m-112

Bd. 1 Fiche

Druck und Papier
von C. Schumann in Schneeberg.

G

Ludwig Tieck's
gesammelte Novellen.

Vermehrt und verbessert.

Zweite Auflage.

Erstes Bändchen.

Der Wassermensch. — Der Mondsüchtige.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.
1838.

40. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ich übergebe dem Publikum hier einige Erzählungen, welche ich Novellen nenne, und welche schon früher in Taschenbüchern erschienen sind. Kleinigkeiten und übersehene Fehler sind hier verbessert. Ich hoffe, der Leser nimmt diese Gaben mit demselben Wohlwollen auf, das diese poetischen Launen schon erfahren haben, und verschmäht die kleineren Beiträge nicht, welche ihm jetzt zum ersten Mal angeboten werden. Auch werden in nachfolgenden Theilen größere und kleinere Erzählungen mit schon gedruckten abwechseln.

Was jetzt am seltensten gefunden wird, ist das, worauf ein Autor am liebsten rechnen möchte. Unbefangenheit des Urtheils, Behaglichkeit im

Genuß der Poesie und Laune. Die meisten Leser erwarten Bestätigung dieses und jenes Vorurtheils, welches sie gerade beherrscht, sei es politische oder religiöse Leidenschaft, eine philosophische oder medizinische Mode, und der harmlose Scherz, ruhige Darstellung, irgend ein Wort im Munde einer sprechenden Person wird dem verletzbar aufgeregten zur Ausforderung, selbst zur persönlichen Beleidigung. Freilich leiden wir an Systemen aller Art, an einer sonderbaren Freigeisterei in Betreff der wichtigsten Gegenstände und Verhältnisse: die neuen Lehrer ersetzen durch heftigen, schnellwechselnden Sinn die Gründlichkeit, durch bewußtvolle, sich aufdrängende Paradoxie oft sogar die Ueberzeugung: Aufsehn machen, Anregen, Erschrecken, wenn es sein muß Aergern ist die Aufgabe, und das Ziel, welches sie sich gestellt haben; in dieser unruhigen Gesellschaft ist der heitre Dichter, besonders wenn er Meinungen vorträgt und sie von verschiedenen Seiten beleuch-

tet, wenn er sich ausdrücklich dem Schwarm entzieht und keinem prosaischen oder poetischen Fanatismus sich anschließen will, übel berathen. Viele, die sich des Urtheiles anmaaßen, verdammen gerade diese seine Tugend und freie Unabhängigkeit am härtesten: der Poet, der sich dermalen in der freien grünen Landschaft ergeht, soll eingefangen und auch in der Meinungs-Fabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und stets thätiger Knecht zum Besten des allgemeinen Wohles angestellt werden. Die Unfreien, die sclavisch die Worte, welche von Stimmführern zum Feldgeschrei erhoben und sanktionirt sind, nachschreien, diese sind es gerade, die ihn, den Freien, einen Sclaven, Abergläubigen und Feind der Freiheit schelten.

Schon durch manche Krisen sind wir gegangen, und auch diese wird sich, so hoffen wir, aufklären. Wenn man von allen Seiten sündigt, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß die unsichtbare Wahrheit aus der Verfinsterung tre-

ten, und sich wieder sichtbar zeigen werde. Auch Mißverstand dient am Ende dem Verständniß, und mögen zuweilen Larven und gespenstische Wunder unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen, so bleibt Apollo in lichten Regionen doch stets der heitre Gott. —

L. Tieck.

Der Wassermensch.

Novelle.

Die Gesellschaft kam theils fröhlich, theils verstimmt nach Hause. Guten Humors war die Frau von Wendel und ihre Tochter Lucilie; fast mehr als verdrüßlich schien der Geheimerath, und gelangweilt der Professor Sinzheim.

Kann man denn aber nie auf den jungen Menschen, den Florheim rechnen? sagte die Mutter. Nichts ist so widerwärtig, als wenn ein Mensch sein Wort und die Stunde nicht hält.

Sie meinen, sagte der Gelehrte gähnend, die Langeweile, wenn sie unter mehr Personen wäre vertheilt worden, so wäre auf jeden Einzelnen eine kleinere Portion gekommen. Diese scheinbare Vertheilung der Arbeit hat sich aber nicht immer als probat erwiesen.

Lucilie. Ich habe mich für meine Person sehr gut amüsirt, und ich denke, meine Mutter wird auch keine Ursach zu klagen haben.

Mutter. Ich habe mich von Jugend an daran gewöhnt, meiner Lektüre, den Festen, Comödien und dergleichen, keine zu strenge Rechenschaft abzufordern. So bin ich fast immer zufrieden und unterhalten.

Geheime Rath. Wenn das Mäßigkeits-System immerdar angewendet wird, so haben Sie, gnädige Frau, auch niemals das Entzücken der Poesie, die eigentliche Bedeutung der Kunst kennen gelernt. Wäre dies Ihnen ein einzigmal in Ihrem Leben begegnet, so hätte sich aus dieser glücklichen Stunde jene Critik, welche ich nur meinen kann, ganz von selbst entwickelt.

Mutter. Kann sein, aber auch möglich, daß es nicht so gekommen wäre. Habe ich doch in gebildeten Cirkeln die gelehrtesten Männer nur zu oft über die ersten Grundsätze der Schönheit, über Wahrheit und Natur streiten hören, ohne daß sich die lautesten und wortreichsten jemals vereinigen konnten.

Professor. Weil die Streitenden vielleicht

nur hüben und drüben ein System geltend machen wollten, das ihnen erst war eingelehrt worden. Um mit Verstand streiten zu können, muß man über das Wichtigste und die Hauptsachen schon einig sein, wenn nicht in Ueberzeugung und Gedanken, wenigstens im Gefühl.

Lucilie. Begreiflich, wenn auch parador.

Prof. Ei, warum parador? Würden Sie es der Mühe werth finden, Fräulein, mit einem so Albernen oder Unwissenden Krieg zu führen, der die anerkannten größten Dichter, die Sie verehren, entweder gar nicht kennt, oder sie mit jenen in eine Reihe stellt, die wir alle ignoriren dürfen, oder sie verachten müssen, wenn wir sie in unsre Kenntniß aufgenommen haben?

Lucil. So weit haben Sie ganz Recht; wenn man Mozart, Gluck und Händel kennt, wie mag man sich von diesem und jenem begeistern lassen, der auch vielleicht von vielen unsrer Zeitgenossen hoch gepriesen wird? Und doch muß sich der Enthusiast hüten, in seinem Eifern nicht jenen Geistern einer zweiten und dritten Region Unrecht zu thun. Erleben wir nun gar, wie Menschen, welche glauben,

und es auch deutlich aussprechen, daß sie an der Spitze der Nation stehen, und die Blüthe ihres Jahrhunderts sind, dasjenige, was wir längst als vollendet anerkannt haben, herabwürdigen, es mit Füßen treten, und es als das Schlechte, Verwerfliche bezeichnen, so ist es uns Armen zu verzeihen, wenn wir auf Momente an uns und der ganzen sogenannten Bildung irre werden.

Prof. Aus dieser Gegend, dem allerneuesten Modewesen des Mißverständnisses, sollte ein aufsteigender Zweifel Sie nicht erreichen.

Could such inordinate — —
Such poor, such bare,
such mean attempts; — —
Accompany the greatness
Of thy blood,
And hold their level with
thy princely heart?

Mutter. Auf Deutsch?

Prof. Wie könnten solche niedrige Gelüste,
Solch armes, nacktes, liederliches Thun — —
Sich zu der Hoheit deines Bluts gesellen,
Und sich erheben an dein fürstlich Herz? —

So spricht nemlich der König Heinrich der Vierte von England zu seinem scheinbar mißrathenen Sohne, dem nachher berühmten fünften Heinrich, und deshalb auch dieses vertrauliche Du!

Mutter. Ja, ja, ich sehe, wieder wird der junge Mann gemeint, dem Sie immerdar Unrecht thun. Der es mit der ganzen Welt so gut meint, und sich das zu Gemüthe zieht und verbessern will, woran sie alle in einem gewissen Leichtsinn nicht denken. Lassen wir jedem Menschen seine Ueberzeugung, wenn er es nur gut meint. Daß er uns so oft vergeblich auf sich warten läßt, fällt mir verdrüßlicher, als alle seine politischen und ästhetischen Gesinnungen mich interessiren.

Indem wurde die Thür hastig aufgemacht, und ein junger wohlgebildeter Mann trat herein, welcher dreißig Jahre alt sein mochte, und im Angesicht die Zeichen einer frischen Heiterkeit und des menschlichen Wohlwollens trug, die ihm das Vertrauen der Menschen erwarben. Er grüßte freundlich und sagte dann: ich sehe, man empfängt mich nicht mit der gewohnten Güte, weil ich nicht, meinem Versprechen gemäß, Sie in das Concert begleitet habe.

Verzeihen Sie, Herr Rath, sagte die Mutter, wir wollten eigentlich mit unserm Florheim zanken, der sich auch heut noch nicht hat sehen lassen, wir glaubten, daß er wenigstens jetzt kommen würde.

Der Glückliche ist zu beneiden, sagte der Rath Eßling, er wird vermißt, ihn will man schelten, nach mir frägt Niemand, ob ich komme oder gehe, oder nicht erscheine ist gleichgültig.

Der Geheimerath gab ihm lächelnd die Hand, und Lucilie wies ihn auf den leeren Stuhl hin, der neben ihr stand. Sie thun allen, und auch mir, sehr Unrecht, sagte sie dann mit ausgezeichneter Freundlichkeit.

Eßling. Heut Mittag übersandte mir der Minister eine sehr wichtige Arbeit, die schnell vollendet werden mußte. Ich glaubte, noch vor dem Concert fertig zu werden, schrieb und schrieb, und überhörte in meinem Eifer jede Glocke; erst vor fünf Minuten habe ich die Schrift absenden können, und ich habe lieber das Concert aufgeben mögen, als die Gesellschaft der Freunde heut Abend.

Mutter. Sehr verbindlich, und wir müssen Ihnen am Ende noch Dank dafür sagen, wenn unsre

Augen Sie im menschenvollen Saal dort vergeblich gesucht haben.

Eßling. So theile ich meine Sünde doch mit dem ernsthaften Florheim, und so sind wir hierin eines Weges gegangen, da wir sonst immer auf ganz verschiedenen Straßen wandeln.

Lucilie. Sein Sie artig, Eßling; ich verbiete in unserm kleinen Cirkel jeden bürgerlichen Krieg.

Eßling. Der doch nicht immerdar zu vermeiden sein wird, da gerade unser noch fehlender Freund es ist, der mit seinen Waffen nach allen Richtungen hin sticht, und keinen von uns in Ruhe seinen — doch nun davon abgebrochen; wie haben Sie sich im Concert unterhalten?

Mutter. Vortrefflich.

Lucilie. So, so.

Geh. Rath. Alles höchst langweilig.

Prof. Es war durch und durch unerträglich und abscheulich.

Eßling. Da scheinen alle Farben des Beifalls, der Gleichgültigkeit und des Widerwillens in Ihrer kleinen Gesellschaft vereinigt gewesen zu sein.

Geh. Rath. Wer ein Concert giebt, sollte doch

darauf denken, daß die einzelnen Musikstücke auf gewisse Weise mit einander harmoniren. Ich will nicht ein Quodlibet hören, das vom Gemeinen bis zum Tragischen alle Tonarten und Spielweisen durcheinander schreien läßt. Ja, schreien. Denn unsre Sänger scheinen das jetzt für Leidenschaft und Ausdruck zu halten. Man erwartet Genuß, und wird auf die Folter gespannt.

Prof. Das Aergste aber ist die Geschmacklosigkeit, daß zwischen dem Gekreisch und Wirrwarr der Töne Gedichte von den Bühnenkünstlern deklamirt werden. Man kann nach meinem Gefühl nichts Widersinnigeres zusammen stellen. Ein lyrisches oder erzählendes Gedicht muß jeder Gebildete sich selbst am besten vorlesen können, und es erscheint mir kindisch, daß dergleichen uns wie eine Art Kunstwerk ausgeboten wird.

Eßling. Mich wundert nur, daß diese Künstler, die sich so gern die Denkenden nennen, die sich im Stolze jetzt so hoch stellen, sich zu dergleichen hergeben, fast wie Schulkinder etwas herzusagen, oder ein lieblich musikalisches Gedicht willkührlich und unziemend in einen übertriebenen Ausdruck hinauf zu

reißen, wodurch in diesem gesteigerten Vortrage die Absicht des Dichters in der Regel ganz vernichtet wird.

Prof. Dieser Stolz ist es gerade, mein Freund, weshalb sie sich oft zu diesen Exhibitionen drängen. Wie jeder, der sich Talent zutraut, oder des Beifalls der Menge gewiß ist, schon auf dem Theater seine Rolle am liebsten aus dem Zusammenhange reißt, um aus einer leidenschaftlichen Stelle ein Deklamirstück zu machen, das er nicht mehr seinen Mitspielern, sondern dem Parterre mit übertriebenen Accenten zueifert, so ist er im Concertsaal oder Salon noch mehr isolirt, und der Einzige, und dies ist das, was Sie mit Recht als eine zu niedrige Aufgabe eines Theater-Künstlers charakterisiren, sein höchster Stolz, und er meint hierin eine ihn ehrende Aufgabe am schönsten lösen zu können.

Geh. Rath. Freilich verhält sich die Sache so, und ich glaube auch, daß sie dem wahren Theater nichts weniger als förderlich ist. Aber sonderbar ist es immer, wenn wir die Wendung betrachten, die die sogenannte Bühnenkunst bei uns genommen hat. Wie gute und schlechte Köpfe, große und kleine Geister, wie in einem festen Bündnisse,

und mit allen Mitteln dahin streben, auf unserm Theater das Theater zu vernichten. Wie Sie bemerken, muß jeder gebildete Mensch sich und den Seinigen ein schönes Gedicht genügend vortragen können, und indem dies ruhig geschieht, ohne auf Kunst Anspruch zu machen, ist es ohne Zweifel die wahre und richtige Art. Kommt noch eine wohllautende Stimme hinzu und ein feines Gefühl, nur fast unmerklich die Verse und Strophen zu cadenciren, so bleibt wohl nichts zu wünschen übrig. Auch habe ich bemerkt, daß diejenigen Personen, welche durchaus auf kein Schauspieler-Talent Ansprüche machen können, Lieder, Romanzen und Gedichte am lieblichsten vortragen. Ist dies nun wahr, was hat eine gelesene oder gesprochene Ballade, oder selbst ein großes Gedicht in einem Concertsaal zu thun? Jener Spruch: Sonate, que me veux tu? paßt auf die neuern preisgegebenen Verse noch viel mehr, die sich wie verirrte, arme und weinende Kinder in dem glänzend lärmenden Gedränge dieses vielfachen Klanges höchst trübselig ausnehmen.

Mutter. Es ist aber doch hübsch und unterhaltend.

Lucilie. Sie nehmen die Sache zu ernsthaft, und sind nicht billig genug.

Prof. So viel ich weiß, war Iffland der Erste, der auf diese Art den Gang zum Eisenhammer in großen Concerten vorlas. Früher nahm wohl mancher Reisende, der sein Talent nicht auf dem Theater zeigen konnte oder wollte, seine Zuflucht zu einzelnen berühmten Scenen, die er in Sälen darstellte. So versuchte es der nicht unbegabte Mann, der vor Jahren unter dem Namen Patrick Peal in Deutschland reisete. Aber auch dies ist ein Mißverständniß, das Bild wird ohne Rahmen hingestellt, die Leidenschaft ohne Motive und Vorbereitung. Der Zuschauer kann nicht getäuscht sein, er kann nur Stimme und Geberde beurtheilen, nicht aber das Spiel des Deklamators, ob es richtig, oder natürlich sei.

Eßling. Täuschung, Illusion, da kommen Sie, alter Freund, auf veraltete ehemalige Erdensorgen und Bedürfnisse der Zuschauer, die längst vergessen sind, von vielen sogar verlacht werden.

Prof. Wenn ein großer Schauspieler, wie Iffland, die Mode des Recitirens von Gedichten aufbrachte, so haben nun Dichter schon Gedichte für die-

sen Mißbrauch ausgearbeitet. Selbst Göthe hat zum Beispiel einen Monolog von Manfred für den Deklamator übersetzt, ja, er hat den Versuch in Weimar selbst gemacht, die Glocke von Schiller dramatisch auf dem Theater aufführen zu lassen. So etwas muß Zuschauer und Liebhaber irre machen, und es heißt wirklich das Theater vom Theater vertreiben. Am schlimmsten aber werden die Schauspieler selbst an ihrer Bestimmung irre, wenn alle Abschweifungen, denen sie sich nur zu gern hingeben, durch so große Autoritäten sanktionirt werden.

Lucilie. Waren aber die ehemaligen Melodramen, wie die Ariadne, eben etwas Besseres? Sagten sie wohl der ächten Theaterkunst zu?

Mutter. Ach! und die Medea! Wie erhaben! Und der himmlische Pygmalion! Und Iffland mit seinem tafftnen Mantel!

Alle lachten, und da die alte Dame empfindlich zu werden schien, sagte Eßling: es ist nicht zu verargen, wenn ein harmloses Gemüth sich den glänzenden, und von vielen bewunderten Erscheinungen seiner Zeit hingiebt. Es war eine zu weit getriebene Eitelkeit Ifflands (ich sah ihn noch in meiner frühen

Jugend), diesen sonderbaren Monolog zu deklamiren, da seine Stimme, Antlitz und seine ganze Persönlichkeit der Aufgabe so sehr widersprach, daß sie durch ihn lächerlich wurde, da sie außerdem nur thöricht ist.

Prof. Jene damaligen sogenannten Mono- oder Melodramen gehörten gewiß nicht dem guten Geschmack an, oder dem wahren Theater. Sie waren aus einer bewußtlosen experimentirenden Nachahmung der Alten hervorgegangen, ein Bestreben, das noch in keiner Literatur etwas Vortreffliches erzeugt hat. Man wollte nun die Pausen der Deklamation mit Musik ausfüllen, nach Art und Weise, um sich das griechische Theater zu vergegenwärtigen; so stritt nun Stimme und Musik, diese letztere malte oft, beide störten und unterbrachen sich, keine konnte sich genug thun, und es entstand so etwas wahrhaft Barbarisches, das sich fast mit dem Tutti und Unisono des Chors in der Braut von Messina messen kann. Göthe schrieb schon früh seine wahrhaft poetische Proserpina in dieser Manier, die er später, als ein herrliches Fragment und mißverstandene Absicht, scherzend seinem Triumph der Empfindsamkeit einverleibte. In einer spätern Zeit scheint er diese kecke Ver-

bindung der höhnenden Parodie und des schönen Monologes wieder zu tadeln, aber nach meinem Gefühl mit Unrecht: denn für sich kann solche lyrische Deklamation kein Ganzes bilden: so ohne Motiv, Ankündigung, Veranlassung oder ohne Uebergänge hingestellt, kann es nur wie ein Fragment aus einer verloren gegangenen Tragödie erscheinen. — In jener Zeit, als diese poetischen Ungeheuerchen Mode waren, dienten sie einigen tragischen Schauspielerinnen, um die ganze Kraft ihrer Stimme zu entfalten, und den Ausdruck des Gesichtes, so wie ein reiches Geberdenspiel zu entwickeln. Jene Virtuositäten fielen aber in die goldene Zeit unsrer Bühne. Die Natur und Wahrheit war so anerkannt, ja der Zuschauer forderte sie, und selbst die Manier entfernte sich nur um ein Geringes von dieser Basis, daß dieser Luxus der Virtuosität der eigentlichen Darstellung des Schauspieles keinen merklichen Eintrag that. Nachdem freilich durch sehr löbliche Versuche das Herkommen der Bühne und die wahre Schule gestürzt, alle Tradition vergessen, und also die richtige Nachahmung daseiender Meisterschaft nicht mehr möglich ist, haben die Derindur und Jaromir ganz anders in das arme Theater hineingewüthet.

Mutter. Wohin werden wir uns mit diesen Reden noch verschlagen?

Eßling. Ja wohl. Erzählen Sie mir lieber, was deklamirt wurde, daß ich mich etwas in Ihre Gesellschaft dort mit meinen Gedanken versetzen kann.

Lucilie. Außer einigen andern Gedichten wurde „der Taucher" von Schiller, mit großer Anstrengung gesprochen: ein Gedicht, das ich von allen unsers Schiller am wenigsten liebe.

Geh. Rath. Ja, der junge hübsche Mann quälte sich außerordentlich ab, das Zischen des Schaumes, das Sprudeln des Wassers, und das wilde Arbeiten des Meerschlundes mit seiner Stimme auszudrücken. Dem Dichter schon ist es unmöglich, und darum kann uns auch seine Malerei nicht täuschen, wie nun vollends der arme Rezitirende. In einem Schauspiele könnte uns der Verunglückte vielleicht durch Bild, Geberde, stummes Entsetzen des Schauspielers vor das Auge gezaubert werden: aber nicht auf diese Weise, wie es hier Dichter und Deklamator versuchten. Darum sind auch die Compositionen dieser Ballade so harsch und unerfreulich gerathen.

Prof. Der Schäferjunge beschreibt im Win-

ter=Mährchen halb komisch und halb zum Entsetzen ein im Sturm untergehendes Schiff, so daß wir Sturm und die versinkenden Menschen zu sehen glauben. So Ariels Beschreibung des Sturms. Fügt sich hier der wahre Schauspieler den Versen, so sehn und erleben wir Alles.

Jetzt trat nun endlich wie erschöpft und ermüdet der lang erwartete Florheim zur Gesellschaft. Der junge Mann war blaß, sein Auge matt, und doch klagte er über Hitze und Beängstigung. Als ihn alle fragten, warum er das Concert versäumt habe, und hier so spät erscheine, sagte er nach einer flüchtigen Begrüßung der Damen: ach! meine Theuern! liegt denn nicht Alles, möchte ich doch beinahe sagen, die ganze Welt auf meinen Schultern? Die Zeit des Lebens, die Tage werden mir zu kurz. Ich habe im Museum heut den Merkur, die Schwalbe, den patriotischen Esel, die schreiende Fama, den Nachtwächter, das Pasquill auf den Minister, den witternden Luchs, zusammt den Krokodil=Eiern lesen und verschlingen müssen, da das Gerücht immer wahrscheinlicher wird, daß ein Verbot alle diese Journale nächstens verbieten, oder nicht mehr über die Gränze lassen wird.

Erkennt man nun die Noth der Welt, den Untergang der Freiheit, beherzigt alle diese Anklagen, überzeugt sich immer mehr, wie die sogenannte Kunst und Wissenschaft den Menschen nur erniedrigen, und ihn zum Kampfe, der uns allen bevorsteht, unfähig machen, sieht man, wie große Geister, Poeten und Philosophen, Geschichtforscher und Gelehrte sich entweder ganz der Aufgabe der Zeit entziehn, oder gar mit sophistischen Künsten Adel, Feudalismus, Monarchie und Pfaffenthum vertheidigen, so kann man gewiß weder Zeit noch Interesse für Concerte, Theater und dergleichen übrig behalten.

Geh. Rath. Ihre alte Krankheit, junger Mann, scheint immer hartnäckiger zu werden. Sie sollten bei ältern wohlmeinenden Freunden Arznei und Hülfe suchen.

Florheim. Die alte Krankheit ist vielmehr die, an welcher die ältern Herren leiden, alles Große, Nächste, ihrer Aufmerksamkeit nehmlich nicht würdig zu achten und ihr Leben an unbedeutende Kleinigkeiten zu verlieren. — Doch, wovon war eigentlich die Rede?

Lucilie. Von Schillers Romanze „der Taucher,“ welchen wir heut haben deklamiren hören.

Florheim. Ah so! — Doch ist Schiller unter uns Deutschen noch der einzige Poet, dessen Genius die Zeit erfaßt hat, und ihr gewissermaßen vorausgeeilt ist. Sein Posa im Carlos, sein letztes Werk, Wilhelm Tell, diese Gesinnungen der Freiheit, dieser Tyrannenhaß erheben ihn zu den Unsterblichen.

Geh. Rath. Er ist ein wahrer Dichter und kann darum dieses zu einseitige Lob verschmähen.

Lucilie. Gründet sich nun diese Romanze wohl auf irgend eine Wahrheit? Es ist freilich thöricht, bei einem Gedichte so zu fragen, aber da hier der Dichter selber das Lokal, wo die Geschichte sich ereignet, genau beschreibt, so möchte man auch die Personen sich als wirkliche vergegenwärtigen.

Prof. Gewiß ist der Dichter hier durch eine wirkliche Begebenheit, wie sie wenigstens oftmals erzählt wird, und selbst von gleichzeitigen bedeutenden Schriftstellern zu dieser Ballade oder Romanze veranlaßt worden.

Mutter. Wenn mir ein Gedicht gefällt, so ist es mir jederzeit unangenehm, wenn ein Kenner und Gelehrter mir nachher die trockne Wirklichkeit gegenüberstellt. Nicht wahr, lieber Herr Florheim?

Florheim. O verzeihen Sie, ich war in Gedanken, und habe schon wieder vergessen, wovon die Rede war.

Mutter. Von Schillers Taucher.

Florh. Ah so! Mir sind sonst die Dichter gleichgültig, aber dieser unser Schiller ist wegen seiner Freiheitsgesinnung — aber mich dünkt, das habe ich schon einmal gesagt.

Mutter. Mir däucht, schon sehr oft.

Prof. Der kühne Schwimmer oder Taucher, welcher hier im Gedicht als Knappe oder schöner Jüngling charakterisirt wird, ist eine Person, die sich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Italien so bekannt gemacht hatte, daß man schon in der ersten Hälfte des sechszehnten in Spanien die albernsten und tollsten Mährchen von ihm herum trug, die selbst alle Kinder kannten, denn es ist kein anderer, als Nicola, oder Cola der Fisch, wie man ihn gemeinhin nannte, und wie ihn auch Cervantes einmal in seinem Don Quixote erwähnt. Man nannte ihn Fisch, weil er recht eigentlich ein Wassermensch, der im Meere mehr, wie auf der Erde lebte, war.

Lucilie. Also hat es wirklich dergleichen Menschen gegeben, die das vermochten?

Prof. An das Unglaubliche und Mährchenhafte gränzt es immer, wenn wir auch die Zeugnisse sonst glaubwürdiger Männer nicht so unbedingt abweisen dürfen. Jeder aber kann bemerken, daß es Menschen giebt, die gleichsam schon mit der Geburt und im Wachsthum Fähigkeiten entwickeln, welche andere nur durch viele Mühe und Uebung erringen. Beim Baden und den Schwimm-Anstalten zeichnen sich gleich die Knaben aus, die mit dem Element des Wassers auf einem vertrauten Fuß stehn, die fast ohne Anweisung schwimmen, unterzutauchen wagen, und denen in diesen Uebungen so recht wohl und behaglich ist. Andere zittern vor der Fluth, frieren, und befinden sich fast in einem fieberhaften Zustande. Viele von diesen überwinden ihr ganzes Leben hindurch diesen Widerwillen gegen das nasse Element nicht. Sie thun auch besser, es zu vermeiden. Wie mancher hat seiner Gesundheit damals geschadet, als durch Rousseau die Abhärtungstheorie nach Deutschland zu uns herüber kam. Es gab eine Zeit, in der man Baden und Schwimmen für

die unerläßliche Pflicht eines jeden Menschen hielt, wie man späterhin die Turn=Anstalten und ihre Uebungen uns als unerläßliche und als die höchsten Tugenden einpredigen wollte.

Floth. Und das sind sie auch gewiß. Daß man sie verdächtigte, selbst an vielen Orten verbot, war das erste Zeichen von Verfall des Jahrhunderts und der herannahenden Knechtschaft.

Prof. Wem also im Wasser wohl ist, wer sich dem Element befreundet fühlt, der kann es, besonders wenn er dafür organisirt ist, mit der Zeit auch wohl beherrschen. Und wie dem Vogel die Luft das Fliegen möglich und leicht macht, so hilft dem ächten Schwimmer das Wasser, statt ihn zu hemmen und zu ermüden; und so wird öfter von Menschen erzählt, denen es leicht wurde, eine Strecke das Meer zu durchschwimmen, so weit und fern, daß Lord Byrons berühmter Versuch dagegen fast ein Nichts wird.

Lucilie. Ist es nicht schön, wenn die Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur sich an allen diesen Sachen offenbart? Schon in der Kindheit erwacht oft die Leidenschaft, die aus dem Knaben den großen Mann entwickelt. Wovor uns graut, — in

die Eingeweide der Erde zu steigen, in dunkeln Schachten der Gebirge gebückt, vom Tageslicht entfernt, herum zu kriechen, das gerade begeistert schon früh den zukünftigen Bergmann. Einem andern pocht das Herz, so wie er nur Pferde und Waffen sieht. Der entzieht sich dem heitern Kreise seiner Gespielen, und sitzt im einsamen Winkel, weil er ein altes bestäubtes Buch aufgefunden hat, wo ihm lesend die Stunden wie Augenblicke vergehn. Von andern habe ich wohl gehört, die ihren Eltern oder Lehrern wie trunken oder rasend in die Wildniß hinein fortliefen, als sie zum erstenmal eines Waldes ansichtig wurden. Sie denken nachher nichts anders, als Wild und Geschoß, die Abenteuer der Jagd sind ihnen die wichtigsten. Wer so aus der Leidenschaft und Begeistrung seinen Beruf findet, ist nachher in seinem Stande gewiß immer glücklich und ausgezeichnet.

Geh. Rath. Vorausgesetzt, es ist nicht Müßiggang oder Affektation, was die jungen Herrchen zu einem scheinbar poetischen Berufe hintreibt.

Prof. Abgesehn aber von Begeisterung und Leidenschaft, die manchen Menschen zu seinem Beruf hintreiben, ist es auch eine poetische Sehnsucht, eine

magische Sympathie, die uns mit den Elementen, vorzüglich dem des Wassers befreundet. Wie sehnend sieht unser Auge dem Fluge der Vögel nach, wie möchten wir uns mit dem Adler in den reinen blauen Aether, oder zu der höchsten unzugänglichen Klippe des Gebirges hinauf schwingen. Hier vergessen wir im Phantasiren immer, daß unsre Organisation dem widerspricht, und daß Kälte und dünne Luft uns in jener Region tödten würde, die selbst der blumige zarte Schmetterling besser erträgt. Am Abend, im Dämmer der Bäume, oder im schwülen heißen Nachmittag, wenn wir Schatten suchen, wenn die kühle Grotte uns lockt, wie winkt uns der Strom dann mit seiner Frische, mit den murmelnden Wogen. Wie sanft und kosend redet uns das Spiel der Wellen zu, uns singt Kummer und Trauer ein, wie erwacht oder träumt dann die tiefste Sehnsucht in unsrer Brust.

Lucilie. Ja wohl, und wie herrlich, klar und einfach hat dies unser Dichter geschildert:

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.

Und: — O wüßtest Du, wie's Fischlein ist,
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie Du bist,
Und würdest gleich gesund. —
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau —
Nicht her in ew'gen Thau?

Prof. Es ist gewiß ein großes Meisterwerk, dieses kleine Gedicht, und nichts schadet unserm Taucher so sehr, als wenn wir uns dieser süßen und einfachen Töne erinnern. Doch wollen wir auf diesen zurück kommen, den das wüthende zornige Element in der grausen Gestalt von Ungeheuern verschlingt, wie jener Fischer von den weichen Armen der Sehnsucht liebkosend zum Tode oder Glück hinunter gezogen wird.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts also war ein Mann an den Küsten von Neapel und Sicilien bekannt, der Nicolaus, nach gemeiner Abkürzung Cola hieß, und der, weil er fast immer im Meere lebte, unermüdet sich als kühner Schwimmer zeigte, nur selten, da er mit dem Element immer vertrauter wurde, sich an das Land begab, vom

Volke auch wohl oft im Scherz und nachher aus Gewohnheit, Cola pesce, Nicola der Fisch genannt ward. Er konnte, so erzählt man, Stundenlang unter dem Wasser zubringen, er schwamm meilenweit, im größten Sturm mit derselben Sicherheit, wie bei stillem Meer, er trieb sich so an den Küsten des Landes umher, von einer Insel zur andern schwimmend. Er war von Catanea gebürtig, und bald von Fischern und Seefahrern gekannt. Sah er ein Schiff, schwamm er, war es noch so weit, ihm nach: stieg an Bord, aß etwas und sprach mit den Leuten; dann ließ er sich Briefe geben, da-, dorthin, nah und fern, die er in einem ledernen Gürtel bewahrte, den er deshalb immer auf dem nackten Leibe trug. Wenn man ihm der Art nichts geben konnte, nahm er wenigstens Grüße mit an Verwandte und Freunde, zu denen er hin schwamm. Das Leben im Meer war ihm so vertraut und nothwendig geworden, daß er über Mißbehagen und Brustschmerzen klagte, wenn er sich einige Stunden auf dem Lande aufgehalten hatte. Da er arm war, und von geringen Eltern erzeugt, so war es diese Leidenschaft und Fähigkeit, die ihm seinen Unterhalt gab. Er holte Muscheln,

Austern, Corallen, und was er sonst fand, von den Klippen und aus dem Grunde des Meeres. So wurde er auch als Bote und Courier für Geld von einem Hafen zum andern, von einer Insel zur andern geschickt. So lebte und nährte er sich, so trieb er sich bei Bekannten und Fremden um, anfangs als Wunder angestaunt, nachher als gewöhnlich und nützlich betrachtet, bis sich nun der Tag nahte, an welchem diese Kraft und Geschicklichkeit, als wenn es die Meergötter endlich müde wären, daß ihnen ein Sterblicher mit solchem Uebermuthe trotzen dürfe, ihn in sein Verderben zogen. In dieser Entwickelung seines Schicksals weichen nun die Erzählungen von einander ab; und dies könnte den Liebhaber des Zweifels vielleicht bewegen, der ganzen Sache keinen Glauben zu schenken, oder die Schilderung wenigstens für übertrieben zu halten.

Geh. Rath. Hier finde ich nun freilich einen andern Mann, als in unserer Ballade. Ein erfahrner, abgehärteter Schwimmer, der nur im Wasser lebt, den das Volk als solchen kennt, der selbst dem rauhesten Seemann als ein Wunder erscheint, indem er lange Zeit auf dem Grunde des Meeres zu-

bringen kann, und der alles dies nur als ein Spiel, scheinbar ohne große Anstrengung, vollbringt. Da begreift es sich, daß ein wißbegieriger oder neugieriger Fürst ihn verlockt, auf den Grund der Charybdis hinab zu steigen, um Kunde aus dieser furchtbaren Unterwelt herauf zu bringen. Wie sich's aber ein König könnte einfallen lassen, seine Höflinge und Kammerherrn dort hinunter zu senden, die vielleicht sich noch niemals im Schwimmen versucht haben, ist mir immer unbegreiflich gewesen. Und nun unterwindet sich ein Knabe, ein schwacher Jüngling, von dem wir auch nicht wissen, ob er schon im Schwimmen und Untertauchen etwas gethan hat, dieser ungeheuern Wagniß.

Lucilie. O pfui! verehrter Freund, daß Sie das Wunderbare so prosaisch haben wollen. Was würde nach dieser Ansicht aus aller Poesie, und gar aus der Ballade und Romanze, die doch wohl am wenigsten geeignet sind, derlei Rechenschaft abzulegen.

Geh. Rath. Doch, schönes Mühmchen, auf ihre, auf eine poetische Weise; und wenn wir die Zeit hätten, ließe sich's an allen schönen Gedichten dieser Art auch genugthuend erklären. Und nun der

König, der für einen zweiten gelungenen Versuch sogar die Tochter verspricht? Abgesehn von einer unbegreiflichen Neugier, ist doch Schiller hier selbst für einen Poeten etwas zu freigebig.

Lucilie. Und ich sage, daß Sie mit Gefühlen und Poesie knickern. Kann denn der uns unbekannte Jüngling nicht von altem Adel sein? Der König will ihn zum Ritter schlagen. Schön ist er, das sehn wir aus dem Gedicht. Die junge Prinzeß interessirt sich auffallend für ihn: möglich, daß schon längst eine geheime Liebe statt fand, die sich nun mährchenhaft erfüllen soll. Wie viel Romanzen mag er schon im Stillen über seine hoffnungslose Liebe und ihre Schönheit gedichtet haben.

Geh. Rath. Wenn dies so wäre, würde er sich schwerlich blos um den goldnen Becher zu holen und zu besitzen, zu dem lebensgefährlichen Sprunge entschließen. Dies hätte ihn vielleicht in den Augen seiner Geliebten herabgesetzt.

Lucilie. Sie rezensiren das Gedicht, als wenn es eine Tragödie wäre. Und kurz und gut, möchten Sie auch Recht haben, ich sage: es soll nicht sein, und der Dichter hat Recht!

Geh. Rath (lachend). Das ist die glorreichste Art, einen Streit zu beendigen. Und warum auch nach Gründen und Beweisen suchen, wenn man dies in seiner Gewalt hat?

Prof. Bei einem großen Feste in Messina, bei welchem sich unter der großen Masse des Volkes auch der wunderbare Nicolas eingefunden hatte, fiel der König darauf, zu wissen, wie es wohl unten in dem Grunde der bekannten Charybdis aussehen möge, unter dem Strudel, welcher schäumt und tobt, der in wiederkehrenden Zeiträumen zum Theil verschluckt wird, und dann aus der Tiefe wieder nach einer Pause emporbrauset. Nicolas weigerte sich lange, so viel Unglaubliches er auch schon in seinem Leben unternommen hatte, sich dieser Tiefe, in welcher die Fluth nie zu rasen aufhört, anzuvertrauen. Er fürchtete, daß er sich im Sturze dort in so enge Felsenriffe verlieren könnte, daß es ihm unmöglich würde, den Rückweg wieder zu finden. Da warf der König den Becher hinein, und Nicolas, auf vielseitiges Zureden der Umstehenden, die seine Eitelkeit reizten, stürzte sich ihm nach.

Geh. Rath. Die Sache bleibt bei alledem poetisch genug.

Prof. Sonderbar ist es, daß die Zeitgenossen, die die Geschichte erzählen, hier in wesentlichen Punkten abzuweichen scheinen. Einige nennen den Friedrich, andere den Alfonso, als diesen neugierigen König von Neapel. Friedrich müßte jener Oheim des grausamen und allgemein verhaßten Alfonso gewesen sein, der, als der Neffe verjagt war, ebenfalls nur kurze Zeit regierte, um dem katholischen Ferdinand von Spanien den Thron zu überlassen. Am besten würde die Geschichte auf jenen Ferdinand passen, den Feind und nachherigen Freund des berühmten Florentiners Lorenzo Magnifico. Er regierte auch nur wenige Jahre vorher, denn nach seinem Tode wechselten die Fürsten sehr schnell.

Geh. Rath. Die Sache müßte sich doch erforschen und feststellen lassen.

Prof. Ich werde Ihrem Winke folgen und die bedeutenden Stellen im Jov. Pontanus und Alexander ab Alexandro wieder nachlesen, da ich jetzt nur aus dem Gedächtniß erzähle.

Geh. Rath. Der Fischmensch kam doch nun wieder an das Tageslicht?

Prof. Trügt sich mein Gedächtniß nicht ganz, so giebt es auch hierüber eine verschiedene Leseart. Einige sagen, er sei so wenig wie der goldene Becher, wieder erschienen.

Geh. Rath. Diese Abweichung wäre in einem so wichtigen Punkt für die Kritik die bedeutendste. Findet sie sich wirklich, so dürfte man am Ende den ganzen Vorfall, und auch wohl die übermenschliche Kunst des guten Nicola bezweifeln.

Prof. In meiner frühesten Jugend, Jahre vorher, ehe Schiller diese Ballade dichtete, las ich von dieser wunderbaren Begebenheit. Ich habe seitdem das Buch nicht wieder finden können, weil ich mir den Titel und Autor damals nicht merkte. Ich weiß nur, daß meine jugendliche Imagination außerordentlich von den Bildern und Schildrungen ergriffen wurde, welche der kühne Taucher aus dem Abgrunde herauf gebracht hatte. Er erzählte nämlich von ganz fremden und unbekannten See-Ungeheuern, die dort in der Tiefe wohnten, zwischen den engen und weiteren Felsenriffen und Schlünden, die wie

ein ungeheures Labyrinth sich dort unten ausstreckten. Am grausigsten ist mir die Vorstellung zurückgeblieben, von ungeheuern riesenhaften Polypen, ein gespenstisches Mittelding von bewußtlosem Thier und widerwärtigem tauben und blinden Pflanzenwurm. Er erzählte, wie sie in ungeheurer Größe dort an den kantigen Felsen fest angewachsen seien, einige habe er gesehen, in deren haarigen Flossen oder Armen große Fische sich windend und krümmend ruhten, die diese Polypen an sich drückten, und aussogen. Indem er dies Schauspiel schaudernd betrachtet, haben sich ihm von einer andern Seite schon zwanzig dieser dünnen und langen Arm-artigen Sehnen entgegen gestreckt, die ihn ebenfalls hätten umschlingen wollen, um ihn nach dem noch größern festsitzenden Polypen hinzuziehen, damit er dem grauen farblosen ungestalten Scheusal zur Speise dienen könne. So habe er schnell den Becher ergriffen, und die wiederkehrende Fluth benutzt, um sich wieder aus den Felsenriffen und Spalten hervor zu arbeiten, und das Tageslicht wieder zu schauen.

Lucilie. Schiller deutet in seinem Gedicht auf ähnliche Greuel, die der Taucher geschaut hat.

Prof. Nun berichtet die zweite Erzählung: der König, dessen Neugier noch mehr sei gestachelt worden, habe einen zweiten Becher hinunter geschleudert, und dem Schwimmer außerdem eine große Summe Gold gezeigt, die er ihm schenken wolle, wenn er auch den zweiten Becher dem Abgrunde wieder entführe. Nicola, so entsetzt er von den unterirdischen Schauspielen gewesen, habe sich von Eigennutz und Gier nach Geld blenden lassen, sei nach einigem Besinnen wieder in den Strudel gesprungen, aber niemals wieder erschienen.

Eßling. Die Begebenheit bleibt immer anziehend, und die Phantasie arbeitet nach dem Schlusse das Wunderbare weiter aus. Es könnte vielleicht einem andern Dichter vorbehalten sein, sie glücklich endigen zu lassen.

Geh. Rath. Warum nicht? In unserer neuen Literatur ist das noch zu wenig geschehen, daß sich verschiedene Kräfte an demselben Gegenstand versuchen.

Eßling. Hier sollte es vielleicht nicht so schwer sein, da das Wunder so nahe liegt. Nur müßte es keine zweite Romanze werden sollen.

Mutter. Nur müßte man keinen Aberglauben hineinbringen wollen. Besser ist immer noch die getadelte Liebe der Königstochter.

Eßling. Werthe Freundin, was nennen wir Aberglauben? Wir, auf unsern heitern Zimmern, bei unsern alltäglichen Beschäftigungen, von Gesellschaften zerstreut, in den Begebenheiten der Welt und unserer Stadt mitlebend, wir haben gut und leicht vernünftig sein. Aber denken Sie sich den einsamen Bergmann, tief unten in seinem Schacht, nur den Schall seines Hammers vernehmend, von Gestein eng umgeben, in welchem er die Erze erkennt — und die Arbeit der wunderbaren Maschinen, seine Mitgesellen, die er wieder sieht — hier, wenn einmal ein Unglück einbricht, wenn plötzlich ein reicher Gang gefunden wird, entwickelt sich von selbst der Glaube an Ahndung und Vorbedeutung. Jeder Stand, der mit der Natur lebt, hat seinen eignen Aberglauben und Erscheinungen, die er sich vom aufgeklärten Stadtbewohner niemals wird ausreden lassen. Man mache den alten vielversuchten Jäger nur treuherzig genug, so wird uns der vernünftigste von ihnen Wunderdinge erzählen. In der Dämmrung der Frühe, im

Mondenschein tauchen in Gebirg und Wald Erscheinungen auf, die selbst erlebt, sich nicht so leicht wegräsonniren lassen. Dem alten Matrosen und dem Schiffskapitän wird sein Schiff ein lebendes Wesen, dem er Charakter, Launen, Tücken, aber auch Tugenden zuschreibt. Er wird sich erzürnen, wenn man ihm eine hölzerne Maschine, wie jede andere, daraus machen will. Immer wiederholt sich die Sage von dem ungeheuern Seethier, dem Kraken, der so groß wie eine Insel ist, und in jedem Jahrhundert ein oder zweimal von gläubigen Seeleuten oben bei Norwegen gesehen wird. Diesen Meerfahrern sind die alten Tritonen und Nereiden, ja Gott Neptun, immer noch nicht gestorben. Die wundersamsten Gestalten und Sagen tauchen ihnen oft aus dem ältesten Element empor, und nur die Dichter fehlen, um auf Griechenweise den Spuk ausbildend zu verschönern. —

Mutter. Ei! ei! Herr Rath, ein Geschäftsmann und ein solcher Vertheidiger des Aberglaubens!

Lucilie. O, das ist allerliebst! Da lerne ich Sie ja von einer ganz neuen Seite kennen. Aber ich versichere Ihnen, es steht Ihnen ganz hübsch.

Mutter. So? Aber was wird denn unser Florheim dazu sagen? Ich wette, der denkt ganz anders.

Florheim. Wenn ich denn meine ganz aufrichtige Meinung sagen soll, so behaupte ich folgendes: man sollte nie ein Concert geben, in dem man nicht zu Anfang oder zu Ende die Marseillaise mit voller Instrumental-Musik und vielstimmigem Gesang aufführte, damit die Menschen daran erinnert würden, was denn eigentlich die Hauptsache sei. So wie man ehemals die Buchdruckerstöcke über oder unter die Kapitel setzte, oder in manchen französischen Büchern die Vignetten, so müßte kein Buch gedruckt werden, in welchem man nicht die Köpfe und Bildnisse der vorzüglichsten Freiheitshelden anträfe: kein Kochbuch, kein mathematisches, geographisches, philosophisches, oder wie sie nur immer Namen haben mögen, dürfte existiren, wo nicht die Bildnisse von Mirabeau, Washington, Franklin, Kosciusko, aber auch von dem verkannten Danton und Robespierre uns hie und da, unten, oben, entgegen leuchteten: damit der Mensch in allem Treiben und Thun erinnert würde, was ihm obliegt. Die Volkskalender für die

Bürger und Bauersleute müßten den ganzen Monat Julius mit roth gedruckten Lettern aufweisen, damit auch der gemeine Mann immerdar inne würde, daß von der glorreichen Juli-Revolution das Heil der Menschheit ausgegangen sei, daß mit dieser Epoche eigentlich die wahre Geschichte beginne. Denn alles frühere ist entweder Fabel oder uninteressant. Und was soll uns die Kenntniß des nichtswürdigen Feudalismus und des blinden Pfaffenthums? Beide sind gestürzt, gleichviel auf welche Weise. Dann sollte man alle Bücher mit lateinischen Lettern drucken, damit kein Auge mehr die mißgestaltete gothische Schrift der Deutschen wahrnehme. Ist aber Vorurtheil und Eigensinn zu stark gegen diese Verbesserung, nun so müssen sich wenigstens alle Edlen vereinigen, daß man jene Substantive, wie „Fürst, Herr, König, Herzog, Graf, Junker" u. s. w. nicht mehr mit einem großen Anfangsbuchstaben, sondern mit kleinen Lettern drucke, damit schon das Kind, indem es buchstabiren lernt, die Geringschätzung gegen diese Namen einathme. Und was kann man noch heut zu Tage gegen die Juden haben? Sind sie nicht wiederum das auserwählte Volk? Sind sie nicht unsre

wahren Freiheitshelden, die ächten Makkabäer, die ächtesten Deutschen? Wer kämpft so in den vordersten Reihen?

Alle sahen den Sprechenden an, der Professor, der etwas von der Arznei zu verstehn glaubte, nahm die Hand des jungen Mannes, um seinen Puls zu fühlen.

Florheim. Sie denken wohl gar, daß ich im hitzigen Fieber spreche?

Mutter. Ach nein, nur die vielen Journale sind Ihnen zu Kopfe gestiegen. Aber ein junger Mann, der nun bald mein Schwiegersohn werden soll, muß sich mehr schonen, daß er nicht gar in dieser Fluth von Zeitschriften noch ersäuft.

Geh. Rath. Gewiß kann man auch des Guten zu viel thun.

Lucilie. Aber wir wollen den Patrioten nicht böse machen, sprechen wir noch von jenem Wassermenschen.

Eßling. Der auch in den Wirbeln der Charybdis, und in den unterirdischen durch einander gähnenden Schlünden ertrank.

Florheim. Besser noch, als in den Akten oder

zwischen wahnsinnigen Mandaten der sogenannten Regierung als Fürstenknecht.

Lucilie. O Himmel! Kehren wir doch friedlich zu jenem Niklas, dem Fisch zurück, über den wir vorher noch so ruhig und lehrreich sprachen. — Ist nun die Erzählung, die wir eben vernommen haben, nicht auch vielleicht eine Novelle zu nennen? Jetzt, da man alles so tauft?

Prof. Die ältesten Italiäner, wenn sie die Begebenheit erzählend und ohne alle Bezweiflung vorgetragen, hätten sie wahrscheinlich Novelle genannt. Denn sonderbar und neu ist dieser Untergang und diese Gabe des Schwimmens gewiß.

Lucilie. Könnte man nicht auch nach unserm neuern Bedürfniß, oder unsrer Mode eine Novelle daraus machen?

Eßling. Gewiß, und zwar in mehr als in einer Manier. So wie wir schon sonst in der Landschaft-Malerei ein Genre, die Seestücke hatten, wo Häfen, Stürme, Schiffe und Meer in mannigfaltigen Aufgaben dargestellt wurden, so haben jetzt Engländer und Franzosen eine eigne See-Romantik. So könnte an das Schicksal dieses Mannes das ganze

Schifferleben der Neapolitaner und Sicilianer geknüpft werden, die Beschreibung aller dortigen Inseln und Buchten: einen guten Contrast hiezu würde der feuerspeiende Aetna geben. Ein Schiff müßten wir nun besonders mit jedem seiner Segel, mit jeglichem Tau und Brette kennen lernen, damit, wenn es nun untergeht, wir ihm, wie einer Person, Thränen nachweinen könnten. Die interessanteste Figur, natürlich ein wunderschönes, vornehmes, reiches Mädchen, wird vom Nicola aus dem Schiffbruch gerettet, durch diese kömmt eine Verbindung mit dem Hof und dem Könige, und so weiter.

Lucilie. Alle Achtung vor Coopers Talent, so glaube ich doch, daß seine Manier zu weitschweifig ist. Die französischen Seedichtungen zu lesen, die sich auch viel Ruf erworben, habe ich noch nicht den Muth gehabt.

Eßling. Da Ihnen, mein Fräulein, diese Weise nicht zusagt, so ließe sich auch um die Figur des menschlichen Fisches her, ein Conspirations-Roman reihen und bilden. Niemals hat es in jenen Gegenden an Aufruhr gefehlt, und besonders waren damals die Barone und der Adel ihren Für-

sten aufsässig, und das mißgeleitete Volk ließ sich, wie schon oft, bethören. Um die Verschwörer zu entschuldigen, vielleicht zu rechtfertigen, wäre die Figur jenes grausamen Alfonso, welcher vom Adel, Volk und Geistlichkeit gleich sehr gehaßt wurde, nicht uneben. Niklas dient der Parthei gegen den Tyrannen, die Verschwornen erhalten Nachricht, keiner begreift wie, da kein Schiff auslaufen darf, da der Sturm das eine, welches der Natur und dem Verbote trozzend, es wagte, an Klippen zerschmettert ist. So ist dieser Nicola durch seine Schwimmkunst die Seele der ganzen Unternehmung. Einige Edlen schmachten in den Gefängnissen, die Schönheiten weinen um die Geliebten. Nicola schwimmt und thut das Mögliche. Endlich erfährt der Tyrann von diesem Wundermenschen, und wie sehr er schon durch diesen ist beschädigt worden. Er darf aber den Mann des Volkes, der fast bei allen eine abergläubische Verehrung genießt, nicht so gerade zu bei dem Kopf nehmen und einsperren, oder gar hinrichten, wie er am liebsten möchte. Er fingirt also eine naturhistorische unersättliche Wißbegier. Das große Fest wird in der Nähe des Meeres gefeiert. Der König wirft den

Becher in den Abgrund. Er ist so klug gewesen, an die Wiederfindung des Pokals noch außer dem Wunsch, zu erfahren, wie es dort unten aussieht, die Begnadigung jener geliebten Edelleute zu knüpfen, für welche das Schaffot schon errichtet ist. Alles steht auf dem Spiel. Die Blicke der schönsten Damen sind flehend zum großmüthigen Fische hingerichtet, Liebe, Ehre, Freiheit, das Vaterland ruft, und er stürzt sich in das Wasser=Labyrinth, nicht einem, sondern tausend Minotauren entgegen. Mit Angst wird er von allen Partheien zurück erwartet, der König zittert, und ist doch überzeugt, daß es jeder Menschenkraft unmöglich ist, aus jener Hölle wiederzukehren. Wie alles noch in der höchsten Spannung ist, und viele sich schon der Verzweiflung ergeben haben, siehe, da erscheint der kühne Schwimmer, auf den hochschäumenden Wogen reitend, plötzlich wieder. Allgemeiner Jubel. Der König verändert in Erstaunen und Verdruß mit jeder Minute die Farbe. Er sinnt auf Bosheit. Die Begnadigung kann er nicht wieder zurück nehmen, aber denjenigen will er vernichten, der ihn dazu gezwungen hat. Er verspricht also dem Schwimmer eine hohe Würde und großen

Reichthum, wenn er den zweiten noch größern Goldpokal aus dem Abgrund heraufholt, dazu will er dann außerdem ein Merkliches von der Accise nachlassen. Bist Du also, schließt er mit verstelltem Hohn, ein Mann, der sich und das Vaterland liebt, bist Du tapfer und Patriot, so hole auch diesen, und erzähle mir die Fortsetzung von den Wundern des tiefen Meeres, so bist Du reich und wirst auch ein Mitglied meiner Akademie. Nicola sieht ihn mit einem seltsamen Blicke an, und läßt dann sein scharfes Auge im Kreise der Edlen und des Volkes umhergehen. Er rüstet sich zum zweiten Sprunge, da, wie in urplötzlicher Begeisterung, bewegt ein Wille, ein Gedanke die Tausende. Man nimmt den Tyrannen und wirft ihn unter Jubelgeschrei in den Abgrund, damit er dort in eigner Person seine naturhistorischen Forschungen fortsetzen könne. Alfonso zog sich fliehend zwar in ein Kloster zurück, da er aber doch nach kurzer Zeit starb, so ist das von keiner Bedeutung. Denn die verschiedenen Gruppen der Freiheitshelden, die vielen Gesinnungen, die sie äußern können, sind für diesen kleinen Verstoß gegen die Wahrheit ein mehr als hinlänglicher Ersatz.

Florheim. Geben Sie die Hand, Eßling, umarmen Sie mich recht herzlich, ich habe Sie bis dahin mißverstanden. Schreiben Sie selbst dies edelste Werk. Ja, Freund, so muß sich die Poesie in unserm Jahrhundert gestalten, wenn sie das Menschengeschlecht nicht immer unheilbarer verweichlichen soll.

Geh. Rath. Ei, ei, Herr Rath, wenn Sie nur über solche fern liegende Erfindungen die Wichtigkeit Ihres Amtes nicht vergessen, und darüber Ihre Beförderung vernachlässigen.

Eßling. Sie wissen, verehrter Freund, daß ich nichts drucken lasse: dies spaßhafte Improvisiren scheint mir ganz unschuldiger Natur.

Prof. Wüßten Sie denn also vielleicht noch eine dritte Manier, diesen Meergegenstand zu behandeln?

Lucilie. O bitte, fahren Sie fort, so aus dem Stegereife zu komponiren. Und wenn es sein kann, lassen Sie nur die Liebe den Mittelpunkt dieses dritten Romanes sein.

Eßling. Wie Sie befehlen. — Wider meinen Willen zwingt mich ein holder Mund; allein er darf auch etwas Schmerzliches fordern, und erhält's.

So wäre also in Catanea, von armen Eltern,

Fischern, die sich nur dürftig nähren, unser Nicola, schön, kräftig, unternehmend, aufgewachsen. Sein Talent entwickelt sich früh. Er bedarf kaum einer Barke, um weit in die See hinein zu gehn; sein schöner, rüstiger Körper ist ganz wie für das Einverleibtsein mit dem Meere eingerichtet. So, weil er der beste Taucher ist, unterstützt er seine Eltern, indem er ihnen seltne Muscheln, Korallen holt, die sie dann verkaufen. Bald trägt er Briefe über die See. Aber in einer Sommernacht landet er an einer fernen Insel (sei's an Ischia, oder Procida, oder einer der kleinern). Hier lernt er ein Mädchen kennen, von vornehmem Stande, aber verarmt, der Vater ist in der Verbannung, in fernen Landen gestorben, und sie dürfen ebenfalls nicht ihre einsame Insel verlassen, noch weniger aber in Palermo oder Neapel sich sehen lassen. In Liebesgesprächen beim Mondschein, wenn die alte Mutter schon schläft, werden die Herzen des jungen Nicola und der schönen Seraphine einander näher gebracht. Sie erzählt die Schicksale ihrer Familie. Er ist begeistert, weiß sich aber nicht Hülfe und Rath, auf welche Weise er zum Besitze der Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes gelan-

gen könnte. Aber jetzt hat er noch weniger Ruhe zu Hause, in der kleinen engen Hütte seiner Familie. Bei jedem Wetter, in den dunkelsten Nächten schwimmt er zur Insel seiner Geliebten hinüber, wie Leander im Alterthum seine Hero nächtlich besuchte, nur daß sein Wasserweg viel weiter ist, als jener, den in unsern Tagen der brittische Dichter von neuem berühmt gemacht hat. Durch diese fortgesetzte Uebung nimmt seine Wunderkraft so zu, daß er bald das Erstaunen und das Mährchen seiner Landsleute wird. Spricht man von einer Unmöglichkeit, so heißt es immer: das kann kein Mensch, aber wohl unser Nicola ausführen. Schiffsführer benutzen ihn, Grafen und Herrn, um Briefe zu besorgen, die sie sonst keinem anvertrauen mögen. Nach einiger Zeit findet er zuweilen einen verdächtigen jungen Mann auf seiner poetischen Insel, welcher ihm den Zugang zur Geliebten erschwert. Bald entdeckt er den stürmischen Jüngling auch in Catanea, er sieht ihn in Palermo, und ohne daß dieser sein Verhältniß zur Geliebten kennt, giebt er ihm Pakete und Briefe, die er einem vornehmen Grafen, nach dessen Landsitze schwimmend, überbringen muß. Endlich, da diese geheime Corre-

spondenz fortgeführt wird, entdeckt ihm in einer stillen Nacht seine vielgeliebte Lucilie —

Lucilie. Wie denn? sie heißt ja Seraphine.

Eßling. Sie lachen mich alle aus, wie ich sehe. Ja, meine Freunde, ein improvisirender Erzähler muß ein ungeheures Gedächtniß haben. Jetzt aber bin ich verlegen geworden. — Also die schöne Lucilie, oder vielmehr Seraphine, wie Sie mit Recht bemerkt haben, entdeckt ihm, daß jener verdächtige junge Mann sein Nebenbuhler sei, der auch schon bei der Mutter um sie angehalten habe. Die alte kränkliche Mutter ist von den Versprechungen des jungen Mannes verblendet worden, denn er verheiße ihr nichts weniger, als die Wiedererlangung aller jener großen Güter, die der Familie schon seit lange von der Regierung sind entzogen worden. Der Jüngling ist ein Verschwörer und Fanatiker. Er ist in einem Bündniß, welches sich im ganzen Lande verbreitet hat. Die Absicht ist, die Regierung zu stürzen, den König zu ermorden, und aus Sizilien eine Republik zu machen, mit Obhut und Vormundschaft eines Herzoges, der alles ordnen, und den mit Unrecht Verbannten ihre Güter zurückgeben werde. — Dem

klugen Cola, der sich in nichts verstricken läßt, erscheinen oft in einsamen Nächten, indem er her und zurück schwimmt, wunderbare Erscheinungen, Gottheiten des Meeres oder Dämonen, von denen es einige gut mit ihm meinen, andre aber ihn verderben wollen. So hört er auch einmal den Gesang der sogenannten Sirenen, und ist in Gefahr von ihnen ergriffen zu werden. Indessen hat jener vornehme Verschwörer seine Geliebte entführen lassen, um sie seinem Nebenbuhler, der ihm wichtige Dienste geleistet hat, auszuliefern. Sie weigert sich, die Gattin des Boshaften zu werden, und wird in einem festen unzugänglichen Thurme verschlossen gehalten. Indessen hat der König, welcher ein sehr gütiger Herr ist, und Wissenschaften und Künste liebt, ein großes Fest veranstaltet. Ein prächtiger Aufzug zu Wasser findet statt; alles ist mit kostbaren Kleidern geschmückt, Musik und Gesang ertönen; er ist in seinem Krönungsmantel mit Krone und Scepter. Da verliert seine Gemahlin ihr kostbares Diadem; es stürzt in See. Allgemeiner Schreck. Kein Mensch, so sa- Alle, kann es wieder schaffen, als nur der kühne chwimmer und beste Taucher, Nicola. Man sucht

ihn. Er begiebt sich wie spielend in die Tiefe des Meeres, bleibt lange unsichtbar, weil er weit umher suchen muß, und erscheint endlich mit dem Diadem wieder. Nun will ihn der weise König auf eine noch größere Probe stellen. Der Pokal wird in den Sturz der Charybdis geschleudert. Alle entsetzen sich, doch Nicola verspricht, ihn wieder zu suchen, wenn ihm der König, falls es gelingt, eine Bitte gewährt, die er nachher aussprechen will. Der König gewährt, und er springt hinab. Indem alles mit Furcht und Zagen der Wiederkunft des Verwegenen entgegen sieht, kommt die Nachricht von einem Aufruhr in der Provinz. Nur der König verliert seine Fassung nicht: er sendet Boten, giebt die nöthigsten Befehle, ein Feldherr, der zugegen ist, wird gleich den Rebellen entgegen gehen. Nun erscheint Cola mit dem Pokal, allgemeiner Jubel. Er ruht, weil er sehr erschöpft ist, kleidet sich dann an, und setzt sich an die Tafel, neben den König. Nun die Erzählung von den Wundern vom Boden des Meeres, jenen furchtbaren Felsenkammern, den entsetzlichen Ungeheuern, den Polypen, Seeschlangen, Kraken, Sirenen, wilden Wassermännern, und was man nur will, denn hier

hat die Imagination zum Erfinden freien Spielraum. Welche Gefahren kann unser Held da unten nicht bestanden haben! Er ist aufgeregt, und wer wird es ihm verübeln, wenn er hie und da über die Gränze der strengen Wahrheit etwas hinüber schweifen sollte. Einem feinen Kämmerling, der ihn mit einer ironischen Wendung der Lüge und Uebertreibung zeihen wollte, sagte er ganz kurz: zieht Euch aus, edler Herr, springt hinab und seht euch selbst da unten um, kehrt zurück und beschämt mich nachher, wenn Ihr mich auf Unwahrheit betroffen, und wenn Euch die wunderlichen Bewohner jener Wasserkammern freundlich aufgenommen, und mit heiterer Miene entgegen getreten sein sollten. Während der Tafel kommt die beglückende Nachricht, daß die Rebellen geschlagen und die Rädelsführer gefangen sind, bevor noch der ausgeschickte Feldherr seine Armee hat versammeln können. Und wer hat dieses kühne Unternehmen, diese Heldenthat ausgeführt? Kein anderer, als der Vater Luciliens, von dem die Meinung war, er sei schon längst in der Verbannung gestorben.

Mutter. Wieder Lucilie? die kennen wir nicht.

Eßling. Verzeihung! Der Vater der schönen Seraphine. Nun tritt Nicola mit seiner Bitte hervor, die der König ihn erfüllen muß, sie ist natürlich keine andere, als Seraphine zur Gemahlin zu erhalten. Der Vater, welcher von seiner Frau vorher alle Plane vernommen hatte, die sich gegen den König entsponnen, hatte eilig ein tapfres Volk zusammengerafft und unvermuthet die Verräther überfallen. Der Greis wird vom dankbaren König in alle seine Würden, in Besitz seiner großen Güter wieder eingesetzt, und der Vielerfahrne, der seitdem mannichfaches Elend erduldet hatte, vermählte nun mit Freuden seine Tochter dem Manne, welchen das Volk nur sprichwörtlich Fisch Cola zu nennen pflegte.

Mutter. Ei, das ist allerliebst! Ja, auf diese Art würde doch Vernunft und Geschick in die uninteressante Geschichte hinein kommen. Was sagen Sie dazu, lieber Florheim?

Florheim. Das Letzte war ganz abgeschmackt. In unsern Zeiten müssen die Rebellen, wenn ein Buch gut sein soll, immer den Sieg über die Regierung davon tragen. Kann dies aber nicht geschehen, so müssen sie wenigstens als heilige Märtyrer ein so

hohes Interesse erregen, daß man mit Thränen die Lektüre beschließt, und auf die siegenden Verfolger der Tugend ein so größerer Haß zurückfällt. So will es das Zeitalter und die vorgeschrittene Bildung.

Mutter. Sie sind unverbesserlich. O Herr Rath Eßling, Sie müssen uns recht oft besuchen; wollen Sie? — Vorzüglich des Abends, wenn wir allein sind. Mich und meine Tochter werden Sie dadurch glücklich machen.

Eßling. Wenn ich nicht versetzt werde, wird es mein höchster Genuß sein, die Abende in Ihrem häuslichen Kreise zu verleben.

Mutter. Und nicht wahr, Sie könnten, wenn wir Sie bäten, eine solche Geschichte auch wohl weitläufiger erzählen, so daß sie einen ganzen Abend, vielleicht mehrere ausfüllte?

Eßling. Ich hoffe, wenn ich Sie dadurch unterhielte, wohl so viel Erfindung auftreiben zu können.

Mutter. O Sie sind ein Meister, ein liebenswürdiger Mensch. Wie hübsch, wenn es nun zu einer Entwickelung, oder einem gefährlichen Punkt geräth, daß man dann sagen kann: o liebster Freund, lassen Sie jetzt den liebenswürdigen Mann ja nicht

umkommen! Stürzen Sie ja das edle Frauenzimmer, bei der ich mich selbst in meiner Jugenderscheinung, oder meine Tochter denken kann, um des Himmels willen nicht so muthwillig ins Unglück! Nicht wahr, Sie erfindungsreicher Mann, bei solchen Stellen würde meine Bitte dann auch eine gute Statt finden?

Eßling. Wenn nicht die poetische Gerechtigkeit —

Mutter. O lassen Sie diese fatale Justiz-Person ja aus dem Spiele, die schon so viele gute Bücher verdorben hat, und immer nur auf Schlachtopfer denkt. Da muß oft ein guter Mann, ein hübsches Mädchen, wenn sie nur einen kleinen Fehler begehen, gleich in ein großes Unglück gerathen. — Nein, nicht wahr? Sie können erzählen, und erlauben mir dann, wenn ich so recht mitten im besten Interesse, oder einer poetischen Angst stecke, die Schicksale dann so oder so zu lenken? Einem so großen Talente, wie das Ihrige ist, ist es ja nur eine Veranlassung, neue und noch größere Schönheiten zu entwickeln. Das ist dann bei weitem angenehmer und erhebender, als die gewöhnlichen Modebücher zu

lesen, und man kann sich auch einbilden, mit an der Sache zu arbeiten.

Eßling. Sie haben, verehrte Freunde, eine viel zu gute Meinung von meinem Talent. Es ist, als sollte ich mich auch in den Wirbel stürzen, wie unser Cola. War er aber nicht darin klug, daß er sich, bevor er das Wagestück unternahm, versprechen ließ, daß man ihm eine Bitte erfüllen wolle, an welcher Gewährung sein ganzes Glück hing? —

Lucilie. Sprechen wir noch von andern Novellen, oder wahren Begebenheiten. Sie, mein Herr Professor, haben jetzt so lange schweigen müssen, und mich dünkt, Sie wollen uns auch etwas vortragen.

Prof. Ich hatte wirklich noch eine kleine Geschichte zu erzählen, die man nach meiner Einsicht, mit noch größerm Recht, eine Novelle nennen könnte, obgleich sie noch größere Kennzeichen der Wahrheit hat, und durch mehr als eine Autorität bestätigt ist, so daß sie gerade deswegen um so merkwürdiger erscheint, und auch glaubwürdiger, wenn man am Zweifel nicht allzugroße Lust hat.

Lucilie. Ich bin begierig, fangen Sie an.

Prof. Die Sache, von welcher ich sprechen

werde, hat sich volle zweihundert Jahre nach jener Begebenheit des Nicola, aus welcher Schiller seinen Taucher bildete, zugetragen. Ein kleiner Ort, Lierganes, liegt nicht weit von Santander. Die Landschaft heißt das Gebirge, erstreckt sich bis an die See und liegt zwischen Biskaya und Asturien. In der Nähe dieses Lierganes ist auch Santillana, dessen Name bei uns durch den Roman Gil Blas bekannt genug geworden ist. In diesem Lierganes lebte eine arme Familie, der Vater hieß Francesko de la Vega, Maria seine Frau, und ihre vier Söhne: Thomas, der schon Priester war, Joseph, Francesko und Juan.

Der Vater Francesko war gestorben, und der Sohn, der ebenfalls nach ihm Francesko genannt war, zeigte seit seiner frühesten Jugend eine außerordentliche Vorliebe für das Wasser. So oft er konnte, badete und schwamm er in dem kleinen Fluß des Ortes, wieder saß er Stundenlang auf dem Ufer desselben, und war mit Angeln beschäftigt. Dieser Knabe, welcher 1657 geboren war, zeigte keine Lust zu einer andern Beschäftigung, immer wieder traf man den Müssiggänger beim Fluß oder badend und schwimmend im Wasser selbst, so daß die Mutter oft

ungeduldig wurde, und weil keine Lehre und Vermahnung an ihm fruchtete, ihm endlich einmal im Zorne ihren Fluch gab und ihm anwünschte, daß er ganz im Wasser leben und dort Wohnung und Aufenthalt finden möge.

Lucilie. Da haben wir gleich im Beginn die ächte Novelle. Phantastisch wird durch diese Verwünschung ein sonderbarer Lebenslauf, oder ein seltsames Schicksal motivirt.

Prof. So ist es. Ich habe noch Niemand gekannt, der das Gefühl verleugnen mochte, ein feierlicher Fluch, vorzüglich der Eltern, sei durchaus ohne alle Wirkung. Möglich, daß das Schicksal jener Wesen, die dies erlitten, für alle mehr Bedeutung erhält; man wird auf sie aufmerksam, und das Unglück, das sie trifft, erscheint dann als die Erfüllung dieser Verwünschung. Es ist nur nicht zu verschweigen, daß viele der Zeitgenossen, und die Mutter nachher selbst, diese mütterliche Verwünschung durchaus haben leugnen wollen. So geschieht es immer. Wie der Aberglaube seine eifrigen Vertheidiger hat, eben so die trockne Vernünftigkeit, und es ist nicht auszumachen, welche von beiden Partheien fanatischer

zu Werke geht. Kurz, der Bursche, Francesko, ward, als er funfzehn Jahr alt war, nach Bilbao gesendet, um bei einem Meister dort das Handwerk des Tischlers zu erlernen. Bilbao ist nicht so gar entfernt von Santander und Lierganes, und war von je wegen seiner vortrefflichen Schwerdter- und Eisenfabriken berühmt. Aber auch hier zeigte sich der junge Lehrling als ein Wasserkünstler. Er badete wieder im Flusse dort, schwamm wieder und war nachlässig in der Arbeit. Er war jetzt funfzehn Jahr alt, und nachdem er schon zwei Jahre in der Lehre gestanden, war er wieder im Jahr 1674 mit andern jungen Leuten zum Baden und Schwimmen hinausgegangen. Es war mitten im Sommer, der Johannistag. Man erwartete ihn, seine Kleider lagen am Flusse, aber er kam nicht zurück. Man hatte ihn weit hinabschwimmen sehen, er mußte also ertrunken sein. Dies meldete der Lehrherr, der Tischlermeister, auch seiner Mutter nach Lierganes, und man hielt ihn für todt. — Nun glaubte man, daß der Fluch der Mutter in Erfüllung gegangen sei. Es war aber natürlich, daß die Mutter in ihrer Betrübniß leugnete, daß sie einen solchen Fluch jemals ausgesprochen habe.

So vergingen Jahre, die Mutter und die Angehörigen beruhigten sich allgemach, alle, die ihn gekannt hatten, waren von seinem Tode überzeugt, und man dachte seiner nur noch selten.

Fünf Jahre waren verflossen, als sich weit entfernt, am entgegengesetzten äußersten Ende von Spanien etwas Sonderbares zutrug. Im Jahre 1679 zogen einige Fischer von Kadix aus in die See. Sie spannten ihre Netze aus, als sie in der Ferne eine Figur wahrnahmen, die bald erschien, bald wieder nach Willkühr untertauchte, und auf lange im Wasser verschwand. Da der Körper den Fischern als eine menschenähnliche Gestalt vorgekommen war, so machten sie sich weiter in die See hinein, um ihn genauer zu beobachten, oder vielleicht gar zu fangen, aber das Wesen ließ sich an diesem Tage nicht wieder sehen, und sie fuhren um die gewöhnliche Stunde nach Hause. Sie erzählten am Lande von der wunderlichen Erscheinung, die sie gesehen hatten, und am folgenden Tage fuhren sie mit mehr Kähnen aus, um des Gethieres habhaft zu werden. Es zeigte sich auch wirklich wieder, bald näher und bald ferner, tauchte aber nach kurzer Zeit jedesmal schnell wieder

unter, und blieb endlich, nachdem es dies Spiel oftmals wiederholt hatte, unsichtbar unten im Wasser. Als die Fischer mit dieser Nachricht wieder zu Lande kamen, wurde die Neugier aller, die davon hörten, noch mehr gespannt, und man sann auf Mittel, wie man des fremden Dinges habhaft werden könne, um seine Art und Weise näher zu untersuchen. Man ward dahin einig, mehr und stärkere Netze mitzunehmen, den Fremden herbei zu locken, indeß andere Kähne ihm von der andern Seite beizukommen suchen sollten. In der Gegend umher wurde schon viel von diesem Wassergespenste gesprochen, und man war sehr begierig, ob man den Räthselhaften näher würde kennen lernen. Er zeigte sich wirklich am dritten Tage wieder, und blieb diesmal mit dem Oberleibe länger über dem Wasser, als an den vorigen Tagen. Die Fischer warfen ihm nun Stücke Brot in das Meer hinaus, die er aufhob und aß; dies schien ihm wohlzugefallen, denn als ihm mehr Stücke entgegen schwammen, kam er unvermerkt immer näher und näher, griff das Brot begierig auf, und verzehrte es mit Wohlbehagen. Das Spiel gefiel ihm so gut, daß er endlich der einen Barke ganz nahe kam,

und sich darüber plötzlich in den Netzen verwickelt und gefangen sah.

Man zog ihn freudig in das Schiff, und erstaunte einigermaßen, daß derjenige, welchen man für ein Meer-Ungeheuer gehalten und sich ihn als halben Fisch gedacht hatte, ein vollständiger, gewöhnlicher Mensch war. Vom Fische hatte er nichts, als einige Schuppen am Rückgrat und Kreuze. Man fuhr mit dem Fange an das Land, wo ihn schon viele Neugierige erwarteten. Unter dem Getümmel und Geschrei des Volks, unter den freudigen Ausrufungen des Erstaunens, während alle fragten und erzählten, brachte man ihn nach einem Franziskaner Kloster. Die Mönche und einige angesehene Männer, die dem Eingefangenen gefolgt waren, betrachteten ihn genau, redeten ihn an, erst in der Landessprache, dann in italiänischen, französischen und andern Mundarten, aber der nackte wilde Mensch erwiederte mit keinem Laut, schien die Menschen gar nicht zu verstehn, und trug im Gesicht völlig den Ausdruck des Blödsinnes und der Dummheit. Ein frommer Mönch, welcher es für möglich hielt, daß der Unglückliche von einem bösen Geiste besessen sei,

beschwor ihn mit allen, in der römischen Kirche gebräuchlichen Feierlichkeiten, aber auch dieses machte auf den ganz Stumpfsinnigen nicht den geringsten Eindruck. So lebte er verschiedene Tage im Kloster unter den wohlwollenden Mönchen, die ihn nährten und kleideten. Er ließ alles mit sich machen, aber nichts von allem, was er sah und hörte, machte den geringsten Eindruck auf ihn. Auch vornehme Männer besuchten den Unbehülflichen, aber keine Spur war zu entdecken, was oder woher er sei.

Nachdem das Interesse für ihn schon nachgelassen hatte, und er wieder einmal angeredet wurde, ließ er plötzlich und unerwartet den Ausdruck: Lierganes, deutlich vernehmen. Als er dies ausgesprochen hatte, wiederholte er das Wort verschiedene Male. Keiner wußte, was er damit sagen wollte, weil keiner von den Gegenwärtigen jenen kleinen, so weit an der äußersten Gränze des Reichs gelegenen Flekken kannte. Es traf sich aber, daß ein junger Bursche, der als Tagelöhner in Kadix arbeitete, davon hörte, daß der Wassermensch den unverständlichen Ausdruck gebraucht habe, denn in allen Häusern der Stadt wurde dieser Vorfall sogleich bekannt und besprochen.

Dieser junge Mensch war selbst aus Lierganes gebürtig, und durch Zufälle so weit in die entgegen gesetzte Ecke des Reichs verschlagen worden. Dieser erklärte den Wißbegierigen, wo dieser Ort oben nördlich in der Nähe von Santander und Santillana liege. Man schloß also mit Wahrscheinlichkeit, daß der Eingefangene, indem er nur dieses eine Wort gesprochen habe, aus jenem Flecken sein möge. Auf diese Entdeckung meldete man dem Don Domingo de la Cantolla, dem Sekretär der Inquisition, welcher ebenfalls aus Lierganes gebürtig war, den sonderbaren Vorfall. Dieser nahm sich der Sache an, und da ihm die Familie des Francesko nicht ganz unbebekannt war, so ließ er sich die Umstände jenes Verlornen oder Ertrunkenen genau berichten, und dann der Mutter und den Brüdern schreiben, ob sie seit diesen fünf Jahren vom Verschwundenen Nachricht bekommen, oder irgend eine Spur gefunden hätten. Jene meldeten zurück, er sei durchaus verschollen, und nichts von ihm in Erfahrung zu bringen, man halte ihn allgemein, auch in Bilbao, für ertrunken, man habe, als er dort im Fluß gebadet, und weit in ihm hinab geschwommen sei, seine Spur verlo-

ren, und nur seine Kleider seien am Ufer zurückgeblieben.

Dieses meldete hierauf der Sekretär Don Domingo den Mönchen des Franciskaner Klosters in Kadix, bei denen sich der aufgefundene Wassermann nun schon eine geraume Zeit aufgehalten hatte.

Zu diesem Kloster kam nach verschiedenen Monaten ein Frater, Juan Rosende, der ebenfalls zum Orden der Franciskaner gehörte. Dieser hatte Jerusalem und alle heiligen Orte in Palästina besucht. Dieser machte mit dem scheinbar Blödsinnigen Bekanntschaft, und nahm sich seiner an, er erfuhr seine Geschichte und auch was sich vor Jahren in Lierganes und Bilbao zugetragen hatte, und da dieser Geistliche eine Reise zu Fuß durch ganz Spanien machen wollte, um Almosen für jene heiligen Orte in Palästina zu sammeln, und er es ebenfalls für möglich hielt, daß der Aufgefundene aus Lierganes sein könne, so nahm er den Stummen und Unverständigen mit sich, als er seine Reise antrat.

Sie machten den Weg durch ganz Spanien zu Fuß, und erst im folgenden Jahre 1680 langten sie in Santander an. Der Mönch kehrte nun von hier

mit seinem Gefährten um, um das nicht weit entlegene Lierganes zu besuchen. Ehe man dahin gelangt, führt der Weg über einen ziemlich hohen Berg, hinter welchem, eine Viertelmeile entfernt, der kleine Ort liegt. Als sie auf die Höhe des Berges gekommen waren, von dem man die Aussicht auf die Landschaft unten hat, sagte der Pater zu dem Gefährten: bis jetzt bin ich der Führer gewesen, nun führe Du mich einmal, mein Sohn. Der Stumme, ohne sich zu bedenken, oder viel umzuschauen, führte jenen in den Flecken hinein, und ging grade auf das Haus der Wittwe Maria, seiner vermeintlichen Mutter, zu. So wie diese ihn eintreten sah, lief sie auf ihn zu, und schloß ihn weinend in ihre Arme, indem sie ausrief: ach ja, ja, Du bist mein Sohn Francesko, Du bist der, der mir in Bilbao verloren gegangen ist! Die beiden Brüder, der Geistliche sowohl, wie der jüngere Weltliche, waren auch zugegen; diese erkannten ihn ebenfalls mit freudiger Rührung, sie umarmten ihn, sie fragten, redeten auf ihn ein, und wollten ihn zum Sprechen bringen, wenigstens in ihm Zeichen der Theilnahme erregen; aber dieser so wunderbar wiedergefundene Bruder Francesko blieb

nicht nur stumm, sondern auch starr und gefühllos, wie ein Kloz oder ein ehernes Bild. So verließ ihn der umherwandernde Priester dort in Lierganes, im Hause seiner Familie. Man war gezwungen, anzunehmen, daß der Unglückliche durch seinen jahrelangen Aufenthalt im Meer seinen menschlichen Verstand, gewissermaßen sein Gedächtniß eingebüßt, und fast alle Erinnerung aus seinen Jugendjahren verloren habe.

Es ist natürlich, daß die Nachricht von dem wiedergefundenen Francesko sich in der Nachbarschaft verbreitete, und in allen Orten dort großes Aufsehen machte. Geringe und Vornehme kamen herzu, um den wunderbaren Menschen in Augenschein zu nehmen; mancher ließ ihn auf sein Schloß kommen, und unterhielt ihn einige Tage, um ihn zu beobachten. Man untersuchte und beschrieb ihn; glaubwürdige Männer wollten auf dem Rücken und unter dem Nabel Schuppen an ihm gesehen haben, welches andere, die ihn einige Jahre später untersuchten, als Unwahrheit behandelten. Es ist aber möglich, daß diese Kennzeichen, die ihn gewissermaßen den Fischen näher brachten, bei seinem jahrenlangen Aufenthalt auf dem festen Lande wieder

verschwanden. Er war übrigens sechs Fuß hoch, und nicht mager, aber auch nicht fett und wohlgebaut, sein Hauptthaar war röthlich, aber ganz kurz, die Farbe seines Gesichtes weiß, seine Nägel waren ganz verdorben, und wie vom scharfen Salzwasser zerfressen. Schuhe konnte er nicht leiden, er ging durchaus immer barfuß; wenn man ihm Kleider gab, so trug er sie, geschah es nicht, so ging er mit derselben Gleichgültigkeit ganz nackt. Eben so hielt er es mit den Speisen; was man ihm gab, aß er, es mochte sein, was es wollte, und zeigte so wenig Vorliebe für dies oder jenes, als Widerwillen. Ließ man ihn ohne Essen, so foderte er niemals etwas. Zuweilen sprach er ein Wort, wohl mehrere, aber ohne allen Zusammenhang, er meinte auch mit diesen Tönen nichts.

Nach den Orten, welche er kannte, ließ er sich verschicken; so trug er in der Nachbarschaft Briefe hin und her. Hieraus war abzunehmen, obgleich er niemals eine Antwort gab, daß er dergleichen Bestellungen, die ihm gegeben wurden, vollkommen begriff. Er war sogar gewissenhaft in diesen Aufträgen, und die Absender konnten sich auf seine Pünkt-

lichkeit verlassen. Einmal ward er mit einem Briefe von Lierganes nach Santander geschickt. Ein sehr breites Wasser, über welches eine Barke oder Fähre führt, unterbricht den Weg zwischen diesen beiden Orten. Als er an den Ort kam, wo das Schiff gewöhnlich liegt, um die Wanderer überzusetzen, fand er es nicht. Er stieg also, ohne sich zu besinnen, in das Wasser, und watete und schwamm hindurch. So kam er ganz durchnäßt nach Santander; die Briefe, die er in der Tasche trug, waren ebenfalls naß geworden. Als ihn der Empfänger aber fragte, wodurch dies geschehen sei, antwortete er nichts, und kehrte, ohne ein Wort zu sprechen, wieder nach Lierganes zurück.

Seine Verwandten fielen niemals darauf, ihn wieder einen Beruf suchen oder eine eigentliche Arbeit thun zu lassen, weil er zu allen Dingen unfähig war, und niemals auch nur eine ganz gewöhnliche Anlage verrieth. So, ohne zu sprechen, und, wie es schien, ohne zu denken, lebte er noch neun volle Jahre im Hause seiner Mutter. Man war seiner gewohnt worden, und niemand achtete seiner sonderlich. Mit einemmale war er verschwunden, und nie=

mals hat sich wieder eine Spur von ihm gezeigt. Einige Fischer wollten ein ihm ähnliches Wesen in einem Hafen von Asturien gesehen haben. Doch bestätigte sich diese Nachricht nicht, und kein Mensch hat ihn jemals wieder gesehn. Bei alledem ist es wahrscheinlich, daß er in das Meer zurückgekehrt ist, obgleich er nicht mehr so, wie in seiner frühen Jugend, eine lebhafte Sehnsucht zum Wasser zeigte, weil in diesen zehn Jahren, seit man ihn in Kadix gefunden, er immerdar stumpfsinnig erschien, nichts beachtete, und alles mit kalter Gleichgültigkeit aufnahm.

Lucilie. Seltsam genug. Sie meinten aber, werther Freund, man könne auch diese Begebenheit, diesen isolirten Vorfall, der keine Folgen hat, eine Novelle nennen?

Prof. Vielleicht mit mehr Recht, als sich jetzt manche schlichte oder verwirrte Erzählung dieses Titels bemächtigt. Hier ist das Wunderbare, Unauflösliche grade das Anziehende, welches vielfache Gedanken und Fragen in uns weckt. Daß der Wiedergefundene der Verlorne war, ist von der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit: er erkannte sich in seinem

Geburtsorte wieder und fand sich zurecht, die eigne Mutter und seine Brüder nahmen ihn beim ersten Anblick als den ihrigen und den verlornen Francesko wieder bei sich auf. Der Blödsinnige konnte zehn Jahre hindurch nicht den Betrüger spielen wollen, weil er keinen Vortheil davon hatte, auch nicht im Stande war, irgend einen Nutzen aus seiner Lüge zu ziehen. Seine Familie konnte nicht darauf verfallen, dort in der Einsamkeit irgend wen hintergehen zu wollen, da die Ernährung des Thörichten ihnen nur zur Last fiel. Auch waren, die Familie abgerechnet, Zeugnisse für die Aechtheit dieses Francesko von den achtbarsten und von vornehmen Männern vorhanden, so daß diese Begebenheit sich an viele der merkwürdigsten Naturerscheinungen reiht, die zu erklären den Physikern ebenfalls so oft schwierig, selbst unmöglich wird.

Mutter. Wie meinen Sie das? Mir scheint die Sache doch ziemlich einfach.

Prof. Es ist am meisten zu beklagen, daß man an dem gefangenen Wassermenschen fast nur einen unbelebten Klotz aus dem Meere gefischt hatte. Hätte er Erinnerung gehabt, und Sprache und Be-

griffe wieder gefunden, so wäre es höchst interessant und lehrreich gewesen, von ihm zu erfahren, auf welche Weise er im Meere gelebt habe. Die Taucher können ziemlich lange unter der Fluth sein, ohne Athem zu holen: ob aber gewisse menschliche Körper die Anlage haben, und diese so weit ausbilden können, viele Stunden hintereinander der Luft zu entbehren, ist nicht leicht anzunehmen. Wie lebte er in der See? Wovon nährte er sich? Wie entging er so lange den mörderischen Thieren des Wassers, daß sie ihn nicht wenigstens beschädigten? Konnte er des Schlafes entbehren, oder, wenn nicht, wo schlief er? Auf dem Grunde des Meeres, oder am Ufer? Sein Verstand, sein Geist, war nicht sowohl zerrüttet, als völlig unthätig und ohne Kraft. War dieser phlegmatische Unhold nicht wirklich jener vor Jahren verlorne Francesko (wie man anzunehmen beinah gezwungen wird), so ist dieser Mensch noch viel wunderbarer, als jener sogenannte Fisch Nicola, von welchem auch achtbare Schriftsteller so Unglaubliches erzählen.

Mutter. Lieber Herr Eßling, Sie müssen uns einmal in einer heitern Abendstunde diese Geschichte

fortsetzen, wie man diesen Francesko nach einigen Jahren unter veränderten Umständen wieder findet. Ich habe mir ausgerechnet, daß er noch nicht viel über dreißig Jahr kann gewesen sein, als er zum zweiten Male zur See ging und verschwand. Nun können Sie erfinden, daß er seinen Verstand vollständig wieder bekömmt, und so kann er im Meer die seltsamsten Erfahrungen gemacht, die wunderbarsten Dinge erlebt haben. Dieser marinirte Robinson muß sich nun in eine sehr interessante Liebe verwikkeln, und dabei muß er in Bildern und Gleichnissen, in Anspielungen und Ausdrücken, niemals die Erinnerung an seine See wieder los werden können. So gäbe dieser Mann einen ganz eignen hübschen und poetischen Charakter.

Eßling. (lachend.) Die Aufgabe ist nicht uneben, nur sind meine Talente zu schwach. An eine improvisirte Erzählung würden Sie freilich nicht dieselben Ansprüche, wie an eine gedruckte machen.

Mutter. Ich danke Ihnen schon im Voraus. Aber, mein junger Herr Florheim, Sie sind wieder so tiefsinnig. Hat diese Erzählung auch bei Ihnen einige Gedanken erregt?

Florheim. Ach!

Mutter. Wie?

Florheim. Ich habe gar nicht hin gehört. Wie kann man sich in unsern Zeiten nur noch mit solchen Bagatellen beschäftigen? Was liegt denn daran, wenn zwanzig solcher Lumpen ersaufen, oder auf das Trockne gerathen? Meine Seele ist von ganz andern Bildern und Vorstellungen erfüllt.

Geh. Rath. Ich glaube immer noch, junger Mann, daß Sie krank sind, oder daß binnen kurzem eine schwere Krankheit Ihnen bevorsteht.

Florheim. Meinen Sie? Weil ich jung bin, das Bessere will und einsehe, daß die alten Gleise so ausgefahren sind, daß weder das muthige Roß, noch der Miethklepper in ihnen fortkommen können? O ja, Sie und Ihres Gleichen, alle diese Alten und im Alten herumkommenden, auch den jüngeren Rath Eßling nicht ausgenommen, Sie alle ergötzen sich an Dichtung, Natur-, Länder- und Völkerkunde, den Classikern, ob man ein neues Gewürm entdeckt, eine neue Pflanze gefunden, einem Cometen auf die Spur geräth, oder einem bessern Mikroskop, an allen diesen Jämmerlichkeiten zerstreuen Sie sich recht vorsätz-

lich und mit fast erzwungenem Eifer, um die Gegenwart, das großartige Treiben der jüngern Generation in allen Ländern und auch in ihrer Nähe des jungen kräftigen Deutschlands ignoriren zu dürfen. Die Angestellten, viele Gelehrte sind beschäftigt, einen Damm gegen diesen daher brausenden Strom aufzurichten. Aber die mächtige Fluth wird mit lautem Hohngelächter ihrer Millionen Wellen diese ohnmächtigen Schanzen nieder reißen, die das Verjährte und Vermorschte vertheidigen sollen.

Geh. Rath. Junger Mann, Ihren Dithyrambus verstehe ich wohl zum Theil, denn der Verständige wird niemals seine Jugend vergessen. Wir waren ja auch einmal an dieser Stelle, oder in diesem Arkadien, wie Sie es vielleicht nennen möchten, und empfingen die Weisheit, die Sie abgeblüht aus der zehnten bekommen, frisch und urkräftig aus der ersten Hand. Damals, als die französische Revolution zuerst begann, zog es wie ein frischer Frühlingshauch über alle Gemüther in Europa hin. Noch hatte das furchtbare Schauspiel sich nicht entwickelt, und eine begeisterte Täuschung war erlaubt, selbst nothwendig. Wir hatten alle an dumpfer Trägheit krank gelegen;

aus dieser Nüchternheit wurden wir durch eine Erscheinung aufgerüttelt, so groß und glänzend, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte. Auch drückte die Staaten, den Denker, den Freisinnigen so Vieles, was zum Theil durch Verjährung aus dem Herrlichsten hervorgegangen war, und man ward sich der Fesseln und der möglichen Freiheit bewußt. Wo war ein Talent, ein großes Gemüth, eine eigenthümliche Kraft, die damals nicht vorgeschritten und in jenem Hymnus für die beste Sache laut mit eingestimmt hätte? Ihre Jugend kann es nicht fassen und begreifen, wie damals unsre jungen Herzen erschüttert wurden, und was wir in diesen mächtigen Gefühlen erlebten. —

Aber freilich, als sich die grausame Ironie des Schicksals und die Armseligkeit des Menschengeschlechtes offenbarte, die die Wiedergeburt der Menschheit bewerkstelligen wollten, als man uns unverhohlen lehrte, um den Fruchtbaum von Raupen zu säubern, müsse man ihn vorerst umhauen, oder mit seiner Wurzel aus der Erde graben und lieber ins Feuer werfen — da erwachte denn auch die Besonnenheit wieder, und erschrak vor diesem fanatischen

Despotismus, der sich Freiheit nannte. Wir lernten fühlen, was wir an unserm herrlichen Vaterlande besaßen, was seine Institutionen immer noch bedeuten können, und wie bei uns Fürst und König, trotz menschlicher Gebrechen, trotz ihren Mängeln und mancher Kurzsichtigkeit uns in alter germanischer Weise immer noch väterlich beherrschen. Man sah erst ahndend, dann ward das Gefühl klarer und deutlicher, und wird wohl zum Bewußtsein und politischer Einsicht werden, daß es eine ächte, wahre Freiheit geben könne, die nicht in Worten und aufgeschriebenen Systemen, Ziffern und Charten besteht, sondern als eine heilige, wahrhaft germanische, sich unsichtbar, in religiöser Weihe, in allen Verfassungen melden könne, und den wahren deutschen König als Gewähr und Protektor besitze, um den Unterthan gegen die Anmaßungen eines hochmüthigen Adels, wie gegen den Dünkel frecher Demagogen und eines philosophirenden Pöbels in seinen unantastbaren Rechten zu schirmen.

Florheim. O welche Fülle von leeren Worten! Beweise, Thatsachen! So wie die Welt jetzt steht, muß für das Eindringen des Guten erst Platz ge=

macht werden. Und das kann nur geschehen, wenn man alles Alte erst unerbittlich niederreißt. Ist nur erst die Lücke da, und kein Widerstand mehr, so kann man erst erfahren, was von dem Neuen gut und richtig ist, und Platz nehmen und wurzeln kann. Ihr trägen, eigennützigen Conservativen, ihre Aristokraten und Feudalisten seid darum so schädlich und bösartig, weil ihr jedes Gute hemmt, euch unbedingt Allem widersetzt, aus Furcht, dies und jenes Veraltete möchte dadurch, daß sich das Neue daran lehnen will, in seiner Schwäche umstürzen. Darum wissen nur die Radikalen, was sie wollen; alle jene Halbheiten von Reformern und Verbesserern sind dem Vaterlande und der Freiheit eben so schädlich, wie die eingefleischten, verstockten Aristokraten. Ja — schädlicher, weil manches schwache Gemüth sich täuschen läßt, wenn jene deutlich redenden Junker keine Verblendung zulassen, und durch ihren Absolutismus den Enthusiasmus des Guten nur vermehren.

Geh. Rath. Und Sie hoffen das Unbegreifliche, was Sie beabsichtigen, auf Ihre Weise, Sie, die Sie sich das junge Deutschland nennen, durchzusetzen?

Florheim. Gewiß, und es wird nur von äußern Umständen abhängen, ob dies früher oder später geschieht. Glauben Sie denn nicht, daß das ewige Schelten auf Alles, was uns entgegen steht, doch endlich wirkt? Man sage den Leuten nur immer wieder und wieder: das ist gut, und jenes schlecht! so glauben es viele schon deswegen, endlich die Meisten, und es wird dann eine Gesinnung der Zeit, ein Zeitgeist, dem sich alsdann nur wenige zu widersetzen wagen. Die Mittelmäßigen wollen nicht als solche gelten, sondern als starke, denkende Geister erscheinen, und so sprechen diese dann am lautesten. Haben Sie es nicht bemerkt, wie wir schon in den letzten Jahren dem alten Göthe mitgespielt haben, weil er es sich herausnahm, unser ganzes Wesen und Bestreben gering zu schätzen, und uns zu verachten? Mag er sich vornehm angestellt und zurück gezogen haben, so viel er will, er hat doch gewiß davon etwas erfahren, und es hat ihn gekränkt. Da wir immer thätig und die Parthei der Bewegung sind, so haben wir uns schon der meisten Journale und gelesenen Blätter bemächtigt, wo es nur irgend möglich ist, stiften wir neue, ein unsichtba=

res und doch offenkundiges Bündniß schlingt sich durch ganz Deutschland. Ohne Verabredung wird jeder Autor, der nicht von unserm Glauben ist, herabgewürdigt, aber auf kluge und sehr verschiedene Weise. Ist er ein neuer Emporkömmling, und er theilt unsern Liberalismus nicht, so wird ganz kurz über ihn, wie über einen völlig talentlosen, der Stab gebrochen. Hat er etwas zu bedeuten, oder genießt er gar einer großen Autorität, so umgeht man seinen Aristokratismus, oder seinen Widerwillen gegen uns, und ironisirt ihn, greift, wenn auch die besten Stellen seines Werkes, mit einiger Bosheit an, als langweilig, unbedeutend, findet die Sache veraltet, und dergleichen. Das schreiben andere in ihren Journalen ab, das kommt in die sogenannten Correspondenz-Artikel, wird als sehr geistreiche Beurtheilung angepriesen: man läßt es sich vielleicht selbst nicht verdrießen, unter fingirtem Namen einen lobenden Auszug da und dorthin zu senden. Sie begreifen, daß über kurz oder lang ein solcher uns feindlich gesinnter Autor in der Meinung des sogenannten Publikums verlieren muß. So heben wir durch lobende und immer wieder lobende Kritik unsre Schüler und

Mitgenossen empor, und bringen sie zu Ansehn und Berühmtheit. Und giebt es gar nichts zu loben, giebt das Buch eines solchen zu große Blößen, so preisen wir die herrliche edle Gesinnung an, und an Gesinnung fehlt es dann auch niemals.

Geh. Rath. Ei, mein junger Herr! Sie sprechen das so ganz unverholen aus, als wenn es wirklich etwas Gutes wäre. Mit solchen kleinlichen Sophistenkünsten wollen Sie sich der Zeit bemächtigen? Mit knechtischer Gesinnung wollen Sie das Edelste, die Freiheit erschaffen? O junger Mann, es leidet keinen Zweifel, daß unsre Zeit an kleinen und großen Gebrechen kränkelt und krankt. Zwar sieht unser Deutschland, in den meisten Provinzen, jenem nur noch wenig ähnlich, wie die Revolution in jenem ewig denkwürdigen Jahre auftrat. Zeit, Noth, Schicksal, bessere Ueberzeugung, hat vieles Herrliche gestiftet und begründet, was ächte Freiheit ist und weiter erzeuget: edle Fürsten haben selbst vieles herüber genommen, was die ältere Regierung an den Franzosen als bösartige Verirrung glaubte bestrafen und bekriegen zu müssen. Aber zweifeln Sie denn, Jüngling, daß ich alter Mann und alle meines Gleichen

nicht Gut und Leben wagen würden, um uns einem schlechten Despotismus entgegen zu stemmen? O ich kenne eure Gesinnungen und habe wohl gemerkt, wohin ihr deutelt und vernünftelt. Auch jener große Aufschwung unsers Volks für die wahre deutsche Freiheit, für die Unabhängigkeit und Sicherheit unserer angebornen Fürsten, jene Jahre von 1813 und 14, die sich den schönsten vergleichen dürfen, die nur irgend ein Volk und Zeitraum, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat, erscheinen euch schon klein und kränklich, ungenügend, fast philisterhaft, obgleich ihr alle jetzt so laut Redende damals nur noch unmündige Kinder waret. Nur ein Thucydides oder Tacitus, oder ein Johannes Müller mangelt, um diesen Umschwung der Welt mit den richtigen Farben zu malen. Euch dünkelt jetzt, der Welt-Eroberer wäre doch bald an sich selbst zerschellt, der mächtige Zeitgeist würde ihn gestürzt haben. Ja, dieser hat es damals auch gethan. Man sah durch ihn die ältesten Wunder sich erneuern, die Zeit der Heroen lebte wieder auf. Väter verließen Haus und Hof, Gewerbe und Weib und Kind, die Mutter sah mit Thränen, aber mit erhabener und freudiger Rüh-

rung den noch unmündigen Sohn scheiden, der Eigennutz schwieg, selbst Alte drängten sich in die Reihe der begeisterten Krieger, und alle trieb der schönste Freiheitssinn dem Tyrannen entgegen, und der edelste Haß verbrüderte jung und alt, Bauer, Edelmann und Bürger. Wer zurückbleiben mußte, stattete die Andern aus. Und als die Schlachten geschlagen wurden, zeigten sich Weiber, Mütter und Jungfrauen in der Pflege der Kranken und Verwundeten als Heldinnen, und erneuten jene wundersame Legenden der Vorzeit, wo das zarte Geschlecht mit heroischer Aufopferung sich ebenfalls diesen Diensten unterzog, die wohl eben so viel Muth erfordern, als der Krieger zur Schlacht mitbringen muß. Auch ich ließ damals alles fahren und zog mit hinaus. Mein junger Sohn fiel an meiner Seite. Aber auch das gehört zu den Kennzeichen eurer Sekte, und es verletzt mein Gefühl am allermeisten, daß ihr diesem Weltverwüster, der uns Deutsche, wenn ihm Sieg und Glück geblieben wären, vernichtet hätte, eine fast abgöttische Verehrung zollt. Mag er ein Held gewesen sein: aber jeder deutsche Blutstropfen muß sich gegen ihn empören. Ihr sagt es aber mehr oder

weniger deutlich, daß er uns ein goldenes Zeitalter durch die Vernichtung alles Bestehenden würde herauf geführt haben. Als die Freiheit errungen war, geschah zwar Vieles, das jeder Patriot tadeln und beklagen muß, aber das Vaterland, Deutschland, unsre Selbstständigkeit war doch gerettet. Das Hauptsächlichste, worauf Alles ankam, war errungen. Was sich erfüllen konnte in dieser glorreichen Zeit, was verabsäumt ward, worüber wir klagen müssen, das Alles, junger Freund, sind Dinge, von denen bei euch niemals die Rede ist, weil ihr sie zum Theil nicht versteht, oder weil eurer Gemüthsart diese allerhöchsten Gegenstände noch viel zu geringe sein würden. Wir hatten gewonnen, aber auch vieles verloren. Im Gefühl dieses Verlustes, der Versäumniß, erzeugte sich bei der hastigen Jugend schon damals eine Unzufriedenheit, die immer lauter und ungestümer wurde. Diese Jünglinge, die Gefahren bestanden, sich kräftig um einen ritterlichen König gesammelt und mit ihm gesiegt hatten, meinten, sie allein seien das Vaterland, sie könnten alles in allem sein, Klugheit, Politik, Rücksicht seien nicht nur überflüssig, sondern selbst durchaus schädlich. Sie

lebten nur und wollten wirken, alles in Hast und Uebereilung, mit purem blanken guten Willen, ohne alle Kenntniß der Umstände und Staaten, ohne Einsicht in die wahren Mängel und Gebrechen. Ihr Enthusiasmus ward bald Chimäre und Fanatismus: er endigte in Thorheit und tadelnswürdige Verbindung; denn das Gute als solches muß sich in einem wirklichen Gegenstande einigen, sich mit diesem und mit Kenntnissen, oft scheinbar oberflächlichen, durchdringen, das Mühsal vielfältiger Arbeit, die Langeweile lästiger Kleinigkeiten nicht scheuen, um das Gute zu bleiben und als Nützliches hervorzutreten. Diese Generation und Jugend hatte aber doch die große Entwicklung erlebt, und sie durch Mitstreiten befördert: sie war fast noch gegen das allerneuste Geschlecht ein praktisches zu nennen. Jetzt aber erhebt sich eine Zunft, die sogar die frühern Schwärmer für kalt und nüchtern erklärt: und — wenn wir die Sache mit ruhiger Unpartheilichkeit ansehn, — wo ist unter den jetzigen Stimmführern ein einziger, der das ausrichten könnte, was damals ein Görres, Arndt, Steffens, selbst ein wundersamer Jahn für die gute Sache thaten? Und so manche andere Helden der Schlacht

nicht einmal zu nennen? Doch diese sind den Neuesten schon veraltet, und ich fürchte, sie sind ihnen zu patriotisch. Denn was kann denn ihr literarisches Treiben, das eigentlich ohne Gegenstand ist, Großes hervor bringen? Wird sich dies nicht in sich selbst verzehren, und das große Publikum aus Uebersättigung und Ueberdruß den gemachten Enthusiasmus am Ende ignoriren?

Florheim. Nichts weniger, denn, um ganz aufrichtig zu sein, unsre jetzigen Bestrebungen sind nur interimistisch, sie bereiten nur vor, und füllen eine Lücke aus. Wie von Frankreich jene große Revolution ausgegangen ist, die, wie Sie ganz richtig bemerkten, auch für die andern Staaten wohlthätig gewirkt hat, so wird von dort die ächte Bewegung auch wieder ausgehn, die jetzt nur mit allen Künsten gehemmt und zurückgehalten wird. Mit jener Parthei der Bewegung sind wir von Natur und Ueberzeugung desselben Sinnes, und, da unsre Vorgesetzten unmündig bleiben, so müssen die Franzosen wiederum die Vormundschaft übernehmen, aber kein Napoleon muß dies Amt an sich reißen, nein, ächte, großgesinnte Republikaner müssen es übernehmen.

Dann ist, was wir, das junge Deutschland, wollen, autorisirt, wir werden dann mit Macht ausgestattet, und von uns geht die Verjüngung der deutschen Welt aus. Die alten Vorurtheile fallen dann zum zweitenmal, aber auf immer. Was kümmert uns auf unserm hohen Standpunkt der Rhein? Jenes linke Ufer, nach welchem unsre Freunde immerdar hinschauen, mag ihnen wieder werden, die Natur hat es ihnen einmal bestimmt: dafür aber erhalten wir ihre treue Freundschaft, ihren Schutz gegen alle Unterdrückung, und sind Meister bei uns und in der schönsten Freiheit glücklich.

Geh. Rath. Also so ohngefähr ist es gemeint? Nicht genug, daß ein großer Theil von Europa in bejammernswürdiger Verirrung sich zerfleischt, daß Bürgerkrieg, Unglück, Druck, Verfolgung und Tyrannei die schönen Länder verwüstet, Mißtrauen und schwere Schicksale andre Gegenden ins Elend stürzt: — also auch Einheimische giebt es, die in thörichter Verblendung unserm glücklichen Deutschland sein Glück nicht gönnen? O ihr verirrten Jünglinge, wie viel Unheil habt ihr durch eure schnöde Unwissenheit schon über euer Vaterland gebracht! Das Meiste,

worüber ihr jetzt klagt, weshalb ihr scheltet, haben ja eures Gleichen, und einige andere thörichten Lehren auf uns und euch herab gezogen. Sei es, daß man euch zu sehr fürchtet, daß die Regierungen euch zu wichtig nehmen; — aber sollte denn gar nichts geschehen? Wenn solche großen Massen, die sich selbst die Erleuchteten nennen, öffentlich allen Gehorsam aufsagen, soll man ihnen nicht zeigen, daß es allerdings noch eine Regierung giebt, die den Unterthan, auch auf harte Weise, das Gehorchen wieder lehren muß? Und diese Gesellschaften, die auf das Ausland hoffen, auf die Vernichtung aller deutschen Kraft, die mit dem Untergange und Verlust von Provinzen die Fremden bestechen, und sich ihrer Tyrannei, trotz aller bittern Erfahrungen, von neuem Preis geben wollen, diese wagt ihr das junge Deutschland zu nennen? Was meint ihr, würden die großartigen wahren deutschen Kaiser, die Hohenstaufen, was ein Carl der Fünfte zu solchem Aberwitz sagen, um ihm keine schlimmere Benennung zu geben? Wenn unser alter biedrer Blücher, der ächte Deutsche, dergleichen von euch hätte hören können, wo hättet ihr wohl den Muth hergenommen, einen seiner treuen Blicke aus-

zuhalten? Doch ist es besser, dergleichen, wie es sich freilich hie und dort deutlicher und versteckter meldet, für Kinderei zu halten, denn wollte der wahre Patriot es irgend wichtig nehmen, so müßte das traurige Zerwürfniß im Staat wie in der Familie noch mehr zunehmen.

Florheim. Freilich muß es das, davon kann ja gar keine Frage mehr sein. Alles, was Sie Verwirrung und Unheil nennen, muß eben den höchsten Gipfel erreichen, und das wird es auch ganz von selbst, ohne unsre Bemühung. Sie, alter, lieber Herr, verzeihen es mir mit Ihrer Menschenfreundlichkeit gewiß, wenn ich über Sie lächle. Sprechen Sie denn nicht immer und ewig von einer veralteten Politik, von einem veralteten Patriotismus? Was im Jahre 1813 ganz gut sein mochte, paßt ja natürlich jetzt, nach zwanzig Jahren, nicht mehr auf unsre Zustände. Deutschland ist so gut, wie Frankreich, ein ganz anderes Land geworden. Der neue Geist der Freiheit, wenn er wieder über die Erde schreitet, wird ein ganz andrer, als der vorige sein. Die Geburt ist eine so gewaltige, daß auch die glühendste Phantasie von ihrer Herrlichkeit noch nicht Riesenform und Pracht-

glanz träumen kann. Sie und Ihres Gleichen, die erstorben sind in gut gemeinter Tugend, werden gerade nur noch Kraft genug haben, sich auf die gehörige Art zu verwundern, aber die Jugend, sie wird sich alsdann von den ungeheuren Fittigen zu dem Götterpalast der Freiheit hinauf tragen lassen. Und gewiß, selbst ein kalter junger Mann, wie unser Rath Eßling, wird uns alsdann folgen, und unter vorwehendem dreifarbigen Panier die Kämpfe mitstreiten, die die Geburtshelfer des neuen Jahrhunderts sein müssen.

Eßling. Sprechen wir nicht so unnütze Worte. Nein, mein junger Herr, die Sie alles Talent der Ehrfurcht in sich erstickt, und eben damit das Organ der Freiheit in sich vernichtet haben, bräche eine solche Unglückszeit über unser theures Vaterland herein, so würde ich alsbald das Banner finden, wo ich zu meinem Fürsten stehn müßte. Und glauben Sie, ohnmächtiger Schwärmer, alle Männer meines Alters, und alle Jünglinge, ja wiederum Greise und Bauern, Künstler und Gelehrte, würden wieder, wie damals, dem Schlachtruf und den Tönen folgen, die uns damals begeisterten. Und Mütter, Frauen und

Jungfrauen würden von Neuem beweisen, daß frommes Gemüth und deutsche Treue noch nicht ausgestorben sind, oder gar zu den Fabeln gehören.

Lucilie. Gewiß, theurer Rath, da haben Sie wenigstens meine Hand, mit dem heiligsten Versprechen, mich niemals, auch mit keiner Faser meines Gefühls, den ausländischen Schwindlern anzuschließen.

Florheim. Wie, Lucilie, Sie auf der Seite der Rebellen? Ich glaubte, Sie verständen und würdigten meine Gesinnung, Sie wären von demselben Geiste durchdrungen, und würden als künftige Freiheitsheldin ihre Hand als meine baldige Verlobte, Braut und Gattin, mir feierlich reichen, — und Sie —

Lucilie. Ich begreife nicht, wie Sie mich so falsch haben deuten können. Ich meiner theuersten Liebe untreu werden? Ich hielt bisher ihre anmaßenden Reden mehr für kindische Eitelkeit, um parador zu erscheinen, da ich aber sehe, daß es Ihnen Ernst damit ist, erschrecke ich vor dieser kalten Schwärmerei.

Florheim. Kindisch? Dieser Ausdruck — und so löse ich denn, und Sie werden sich darüber nicht

wundern, unser Verhältniß. Ich hoffte noch vor Kurzem, Sie würden mir folgen und alles, was ich erstrebe, bewundern; so muß ich aber ohne Ihre Begleitung nach Paris reisen, wo gleichgesinnte Freunde mich erwarten. Ich nehme mein Vermögen mit mir, und verlache nun dort, in fester Sicherheit, die Vernichtung alles dessen, was sie heilig und unantastbar nennen. (Er geht stolz und siegreich fort.)

Mutter. Sonderbar, — wir leben in einer Zeit, die Dinge zu Tage fördert, die man ehemals mährchenhaft würde genannt haben.

Prof. Dergleichen ist die traurige Novelle unserer Zeit, die neueste Neuigkeit unserer Tage. So wandelt er nun hin, der Arme, und merkt nicht, welche Nüchternheit ihm so dürftig genügt, da er bestimmt war, das unendliche Universum in sich aufzunehmen. Kunst, Poesie, Natur, selbst Geschichte sind für ihn nicht da, und er quält sich ab, aus seiner dürftigen Beschränktheit sich alle diese Herrlichkeiten aufzubauen.

Mutter. Ein sonderbarer Mensch. Ich glaube, er weiß nicht, was er will, und wenn er das einmal erfährt, wird er sehr unglücklich sein.

Geh. Rath. Sehr wahr. So erging es, aber in einem weit größeren Maaße, unserm herrlichen Georg Forster, mit dem sich dieser Aermste auch nicht in der Ferne vergleichen darf.

Prof. Wenn im Faust Gott der Herr vom Mephistopheles so witzig sagt:

Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last; —

so ist es nur zu bedauern, daß bei diesen steifen und ernsthaften Verneinern auch nicht eine Spur von Schalkheit anzutreffen ist, und darum dürfen wir annehmen, daß Gott Vater sie wirklich lästig und verdrießlich findet, und ihnen keine sonderliche Nachsicht wird angedeihen lassen.

Mutter. Wissen Sie, woran mich der junge Mann wieder erinnert hat? An den Wassermensch, den Francesko, oder wie er heißt. Der hatte auch keine Ruhe, bis er in das Meer gerieth, und nach vier, fünf Jahren fischten sie ihn wieder heraus, und er war ganz dumm geworden, und konnte sich weder an etwas Vernünftiges erinnern, noch war er zu etwas Tüchtigem zu gebrauchen. Wenn es dem ar=

men Florheim nur nicht gerade so ergeht. Aber, Herr Eßling, lieber, guter Mann: es bleibt doch bei unserm Contrakt, wegen der romantischen Erzählungen?

Eßling. Ich soll mich auch auf ein so unsichres Meer begeben? Wenn ich nun, wie Fisch Nicola, einen Contrakt machte, und die Bedingung feststellte, daß ich nur, wenn Sie mir die Hand Ihrer schönen Tochter gewährten, mich zu dem Wagestück geschickt und kühn genug finden könnte? Lange liebte ich sie im Stillen, ich glaubte aber, Lucilie habe ihr Herz dem Weltverbeßrer ergeben. Nachher freilich schien es mir — — was sagen Sie, verehrte Mutter?

Mutter. Das wird sich finden.

Eßling. Und Sie, geliebte Lucilie?

Lucilie. Das wird sich finden.

Prof. Und Alles wird sich finden, und so auch das, daß diese Familiengeschichte sich wieder gewissermaßen zu einer Novelle ausbildet.

Der Mondsüchtige.

Novelle.

[illegible] mir nicht gerade so recht. Nun, Herr Schling, lieber, guter Mann: es bleibt doch bei unserm Contract, wegen der romantischen Erzählungen?

Schling. [illegible] Aber [illegible] Mann ist, [illegible] Contract machen, und die Bedingung [illegible] und [illegible] zu dem [illegible] Ihr guten, lieben Meister? [illegible] Stücke [illegible] Wasserbären ergeben. [illegible] — und sagen Sie, werther Meister?

Mutter. Das muß ich haben.

Schling. Und Sie, geehrte Base?

[illegible] Das muß ich haben.

[illegible]

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ludwig Licht an seinen Oheim.

Erster Brief.

Es ist nicht anders, geliebter Oheim, ich bin wieder auf der Reise, und kann gar nicht einmal sagen, wann oder wo sie endigen wird. Mein Leben kann immer noch keine Gestalt gewinnen, und auf die Art, wie es geschehen könnte, wie alle meine Wünsche es einzig fodern und erstreben, will es sich nicht fügen.

Ich kenne Ihren Widerwillen gegen alle Uebertreibung, gegen Das, was Sie das Excentrische und Unnatürliche nennen. Aber erforschen Sie einmal das Leben und seine Triebfedern — was ist denn wohl das Wahre und Alltägliche? Lohnt es sich der Mühe, deshalb Athem zu holen?

Auch das Beste und Edelste, ja Dasjenige, was wir, weil es hergebracht ist und heut wie morgen in gleicher Gestalt wiederkehrt, nicht weiter beachten, ist durch einen leidenschaftlichen Trieb, durch ein Ewiges, Unsichtbares, veranlaßt. Derjenige, der den Webstuhl erfand, mußte lange vorher gewiß für einen Thoren und Schwärmer gelten. Und diese künstlichen, complizirten Spinnmaschinen! Wie viele begeisterte Nachtwachen, wie viel Aufopferung, Enthusiasmus, Forschen und Grübeln sind ihnen vorangegangen.

Ich meine nur, nicht Essen, Trinken und Schlaf sei die Basis unsers Lebens, sondern eine unsichtbare Kraft, ein geheimnißvolles Streben, das immer, wenn ich es in Worten aussprechen wollte, als Thorheit erscheinen müßte.

Ja wohl, mein bester, zärtlichster Freund, habe ich meine Familie wieder verlassen, um mich ohne Zweck und Absicht in der Welt umzutreiben.

Ohne Absicht? O nein! Die vernünftigste, zweckmäßigste Absicht, nur daß sie leider etwas kindisch und verrückt ist; sonst löblich und gesetzt genug.

Sie wissen, ich soll heirathen, weil ich mit Glücksgütern gesegnet bin. Nun gut, ich gebe meine Ein-

willigung, nur muß es das Mädchen sein, das ich meine und kenne, die meine ganze Seele liebt, und die ist nun eben nirgend zu finden.

Es sind jetzt drei Monate, daß ich mit meinem Freunde Friedrich Sebald einen sehr lebhaften Streit hatte, einen Streit, der uns beinah entzweit hätte, denn er verhöhnte eine ganze Welt, die mir so unendlich theuer ist. Mit einem Worte, er schalt auf den Mond und wollte seine magischen Lichterscheinungen durchaus nicht als etwas Schönes, Erhebendes gelten lassen; vom Ossian bis Siegwart lästerte er die Mondempfindungen, wenn sie Dichter schildern, und es fehlte wenig, so hätte er mit dürren Worten behauptet, wenn es eine Hölle gäbe, so sei sie gewiß im Monde gelegen. Wenigstens meinte er, der ganze Mondkörper bestehe aus ausgebrannten Kratern, Wasser sei auf ihm nicht anzutreffen, schwerlich also irgend eine Pflanze, und der blasse, widerliche Abglanz eines geborgten Lichtes bringe uns Krankheit, Aberwitz, verderbe Obst und Frucht, und wer einmal thöricht sei, werde sich ohne Zweifel beim Vollmond am schlimmsten geberden.

Nun leben wir zwar nicht mehr um 1780 oder

1775, in welchen Jahren zu viel bei uns von Mondschein die Rede war; aber auch 1827 kann ich nicht dulden, daß man gegen meine Geliebte, Cynthia oder Luna, solche Lästerungen und Verleumdungen ausstoße. Was geht es mich an, was die Astronomen im Mond entdeckt haben oder noch entdecken werden. Haben doch selbst die kalten, gewiß nicht empfindelnden Holländer die Wirkungen des Mondlichtes so himmlisch in ihren Landschaftsgemälden wiedergegeben; diese süße, sonderbare Erleuchtung, wie wechselt sie nach Jahreszeit und Wetter, wie verschieden wird sie durch Wolken und Gegend, in der Ebene und dem Gebirge, auf dem Strom oder dem Meere, im feuchten, kalten Herbst, oder der weichen Sommernacht!

Sich ausschließend dem und jenem, einer Beobachtung, einem Lieblingsgegenstande unbedingt zu widmen, kann komisch und widerwärtig sein. Auf meinen früheren Wanderungen traf ich einen reichen Engländer, der nur auf Wasserfälle und Schlachtfelder reisete. Lächerlich genug, und wenn ich auch nicht ganz auf Mondschein gereiset bin, so habe ich doch von frühester Jugend an die Wirkungen seines Lichtes

immerdar beobachtet, habe keinen Vollmondschein in keiner Gegend versäumt, und träume, wenn nicht ganz ein Endymion, doch ein Liebling des Mondes zu sein. Wenn er wiederkehrt, die Scheibe sich nach und nach füllt, kann ich ein sehnsüchtiges Gefühl, indem ich nach ihm schaue, auf der Wiese und im Walde, auf den Bergen oder selbst in der Stadt und auf meinem Zimmer nicht unterdrücken.

Und so in diesem Frühling. Es war der erste warme schöne Tag. Ein bitterer Wohlgeruch drang aus den Knospen und den jungen saftigen Blättern der Bäume. Die Kastanien hatten ihre fetten Kapseln aufgethan, und wie matte grüne Hände hingen die grünen Blätter in der säuselnden Luft. Die Buchen waren noch nicht ergrünt. An dem Bach, meinem Lieblingsspaziergang, ging ich hinauf, als der Vollmond über die Berge trat. Mit sehnsüchtigem Herzen sah ich ihm entgegen.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Dieses wahrhaft himmlische Lied sang ich im stillen Innern, wo ich es mir so oft, wenn mir wohl ist, wiederhole. Gewiß, wenn Göthe nichts als diese

Jugendgedichte jener seiner seligen und schmerzlichen Stimmung geschrieben hätte, er müßte unsterblich sein. Hat irgend ein Volk, irgend eine Zeit etwas dem Aehnliches? Wie betrübt es mich, wenn die jetzige Welt, wie es mir scheint, sie nicht mehr so voll und innig zu genießen versteht. Schmerzlicher noch, wenn viele Verständige die neuen und neuesten Verse, die verständig, lieb und herzlich sind, jenen Ergüssen des berauschten jugendlichen Herzens gleich, andere noch Klügerseinwollende sie noch höher stellen wollen. Uebersättigt sind wir.

Doch still! Mit bewegter Seele ging ich zurück. Die Ruine lag oben im klaren Licht. Ich hörte feine weibliche Stimmen vor mir. Es waren zwei hohe Gestalten. Sie waren fremd und des Weges unkundig. Ich führte sie am glänzenden Teich vorüber nach dem großen Gasthofe, wo ein Oheim ihrer wartete.

Vieles hatten wir auf der kurzen Wanderschaft mit einander gesprochen. Sie schien, die schlankste der Beiden, jedem meiner Gedanken entgegenzukommen. Als wir in den Saal traten, war ich über die Schönheit dieser Emilie, denn so nannte sie die

Schwester, möchte ich doch sagen, erschrocken. Man kann vor dem Großen der Schönheit, dem Aechten, Vollendeten erschrecken; man soll es vielleicht sogar, es ist wohl die geziemendste Huldigung.

Man freute sich, mich kennen gelernt zu haben. Wir blieben zum Abendessen beisammen, und machten dann tief in der Nacht noch einen kleinen Spaziergang. Ich führte sie, im seligen Gefühl. Sie schien in einer ähnlichen Stimmung. Sie erwiederte den Druck meiner Hand. O, wie glänzte im Mondlicht, am Bach, das schöne blasse Angesicht! Wie glühte die schöngewölbte Lippe!

Ich erfuhr, daß sie von Hamburg, wohin sie wegen einer Erbschaft gereiset waren, nach ihrer Heimath am Bodensee zurückgingen. Sie wollten aber Deutschland, den Rhein, Straßburg und die Schweiz besuchen. Der folgende Tag war wieder zu Promenaden, zu Gesprächen bestimmt; ich hatte auch von meinem Schicksal, von meiner Lage und Unabhängigkeit gesprochen, so viel es sich ziemte, und die ältere kleinere Schwester fing schon an, meine Emilie zu necken. — M e i n e ! Seltsam.

Sie liebte Göthe ebenfalls so ausschließend, wie

ich. Ausschließend! Wie kann es anders sein, wenn man ihn versteht? Was sind die Andern neben ihm?

Ich begreife jetzt nicht, wie wir so Vieles, wie umständlich wir in der kurzen Zeit mit einander haben sprechen können. Meist von Poesie. Das himmlische Wesen spricht selbst nur Poesie. Sie ist ganz von Poesie durchdrungen, weil sie ganz Natur ist.

Kurz, wir verstanden uns. Das fühlte ich innigst. Sie sind wohlhabend, aber nicht reich; das erfuhr ich auch so nebenher. Der Oheim macht ihnen mit dieser Reise eine Freude; sie wollen nicht nach Hause eilen, sondern noch viele Umwege machen. — Halb und halb bot ich mich zum Begleiter; man lachte; man schlug es nicht ab, man nahm es nicht an. Morgen wollten wir darüber, so wie über Vieles sprechen.

Sie nahm die Gedichte von Göthe von mir noch mit sich in ihr Zimmer. Das schöne Exemplar, in welchem mein Name, Onkel, von Ihrer Hand geschrieben steht. Sie schenkten mir die ganze Ausgabe zum Geburtstage. Nun, das wissen Sie ja wohl noch.

Ich konnte nur wenig schlafen. Immer stand

Emilie vor mir, entzückend klang ihre reine, volle Stimme in meinem Ohr.

In süßer Ermattung träumte ich endlich ein und erschrak, als ich erwachte und schon Sonnenlicht sah. — Alles war still, noch war im Hause nichts in Bewegung.

Ich warte, hoffe immer, die Thür soll aufgehn. — Endlich bringt mir der schläfrige Kellner ein Blatt, — von ihrer Hand — sie sind schon ganz früh abgereist. Der Mensch weiß nicht, wohin, ob nach Dresden, ob nach Freiberg, oder Berlin.

„Leider zwingt uns eine plötzliche Nachricht, unser Versprechen zu vernichten. Wir reisen vor Sonnenaufgang. Wenn Sie noch Ihren Plan ausführen, so vergessen Sie Ihre Freundinnen am Bodensee nicht. Im Herbst sind wir dort.“

Ich küßte das Blatt und hätte weinen mögen. Sie hatten mir ihren Namen, den Namen ihres Gutes in der Schweiz genannt: aber ich hatte Beides vergessen, auf diese leeren Worte nicht so genau hingehört, weil ich fest glaubte, sie noch heut den ganzen Tag, sie noch länger zu sehen und zu sprechen. —

So habe ich denn das Glück verloren, die größte

Wonne, die ich bis dahin noch je erlebt hatte. Der Vollmond war Schuld, ich hätte vernünftiger, prosaischer sein sollen. War ich aber das, so war Emilie mir nicht, mir dieser Moment meines Lebens nicht so wichtig.

Die Scene, wo alles dies vorfiel, war in Tharand bei Dresden.

Ich blieb noch, ich wandelte noch auf ihren Spuren. Ich sah ihr Zimmer. Den Band von Göthe hat sie mitgenommen. Ist es Vorsatz, ist es Zerstreuung?

Ach! ich hatt' es doch einmal,
Was so köstlich ist;
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Ich habe Dresden, da ich doch abreisen wollte, sogleich verlassen, ohne meinen zanksüchtigen Mondlästerer nur wiederzusehn.

Bringt mir der Mond doch noch die Liebste, die Braut einmal wieder, sei es am Vierwaldstätter-, sei es am Constanzer-See, so will ich ihn noch inniger, als bisher, verehren.

Mein guter Oheim, ich bin schon das Erzgebirge

durchreiset, ich schreibe Ihnen von der fränkischen Grenze. — Senden Sie mir Ihre Antwort nach —, wo ich mich etwas aufhalten werde.

Allenthalben seh' ich nach ihr aus; allenthalben frage ich nach ihr, beschreibe sie, und muß mich hüten, daß man mich nicht auslacht, oder daß ich mich nicht, oder gar jene Reisenden verdächtig mache, wenn sie in der Nähe sein sollten.

Wo wandelt jetzt ihr Fuß?
Auf welchen grünen Matten,
Durch welchen Waldesschatten?
Die Erde fühlt den Kuß,
Und aus dem Boden sprießen
Violen auf, die süßen,
Und ihrem Drucke lind
Erwacht manch Frühlingskind.
Geht sie vorbei, im Neste
Singt froh das Vögelein,
Muthwillig flattern Weste,
Holen sie kosend ein.
Der Athem meiner Holden
Durchwürzt die Frühlingsluft,
Es knospet roth und golden
Der Blumen Pracht, und Duft

Entnehmen sie der Zarten,
So wächst ein bunter Garten
Um sie, wohin sie blickt.

Flüstert in Morgenfrische
Ihr meinen Namen, Büsche,
Und nennt ihr jenes Thal,
Wo ich in Waldes Düster,
Wo ach! am Bachgeflüster,
Ich fand die Wonn' und Qual:
Wo wir im Mondenschimmer
Uns in das Herz geschaut —
Seitdem nenn' ich sie immer
Die holde, süße Braut.

Zweiter Brief.

Ich bin noch hier in Franken festgehalten, bester Oheim, — und warum soll ich es nicht gern geschehen lassen, da ich nicht weiß, wann, wie oder wo ich sie wiedersehen werde?

In so vielen Gegenden, durch die ich gewandert bin, hat mich die Stimmung der Menschen, der Ton der Gesellschaft, die Art sich mitzutheilen,

und die Formen, durch welche der gesellige Umgang veredelt werden muß, — alles das hat mich betrübt und geängstet. Ich will nicht von Politik sprechen und allen jenen Befürchtungen oder Hoffnungen, denn es wird schon zu viel darüber geredet. Aber jenes edle Vertrauen, die freundliche Mittheilung, eine herzliche Heiterkeit, alles dies scheint mir immer mehr zu verschwinden. Die Jugend ist altklug geworden und steif, die frische Heiterkeit ist fast nur noch bei den Alten zu finden. Eine Allwissenheit hat sich aller Menschen bemächtigt, und ebenso ein Ueberdruß, eine Uebersättigung, die alles Lernen und Erfahren von sich wirft. Enthusiasmus für Wissenschaft oder Kunst zeigt sich nirgend, und dennoch spricht Jeder von Kunst und Poesie und bildet sich ein, sie zu verstehn. Die Freude am Lernen scheint verschwunden, und doch will Jeder lehren, obgleich er weiß, daß er keine Schüler finden kann.

Die Sekten, die sich in der Religion gebildet haben, erstrecken ihren Einflnß auch auf Kunst und Wissenschaft. Die Meinungen sind schroff abgesondert und einander entgegengestellt. Der sonderbare Patriotismus, welcher sich so auffallend kleidete, oder

vielmehr fast entkleidete, um sich kundzuthun, hat ebenso Kenntnisse, Studien und Bücher weggeworfen, und sich wunderliche, unannehmliche Gesinnungen über Staat, Philosophie und Poesie wachsen lassen. Diese neuere Schule der frömmeren, strengeren Christen fällt oft mit jenen Malcontenten, Altdeutschen, Moralisten und Republikanern zusammen. Ohne daß sie es Wort haben wollen, erklären sie der Bildung und Wissenschaft den Krieg und eifern für ein nichtiges Idol, das sie wohl selbst nicht genau kennen.

Wodurch mir diese Kreise so merkwürdig geworden sind? — Daß alle, mögen sie nun sich mehr der Politik, oder der Frömmigkeit, mehr der Republik oder dem Absolutismus ergeben, mögen sie aristokratischer oder demokratischer Gesinnung im Uebermaß sein, doch alle in Einem Punkt zusammenkommen und sich an diesem Einen Worte erkennen — in ihrem ausgesprochenen Haß gegen unsern Göthe. —

Dies hat mir viel zu denken gegeben. Zu derselben Zeit, da nun endlich unser großer Dichter durchgedrungen und der Mann der Nation geworden ist, da alle jene Vorurtheile und schwache Meinun-

gen, die ihm entgegenkämpften, untergesunken und vergessen sind — bildet sich eine große Partei ihm gegenüber, die ihn nicht als den Ersten und Größten, als den Vollendeten anerkennen will, sondern ihm etwa nur Talent zugesteht, das aber, wenn es auch groß sei, nur Schaden stiften könne, weshalb er der Jugend, der Unschuld, dem frommen Sinn, der schlichten Tugend und edeln Einfalt müsse verborgen gehalten werden. Ich weiß, daß die Kinderkrankheit vorübergehen wird, indessen zehrt sie jetzt viele gute Kräfte hinweg.

Ich war in einer Damengesellschaft letzt. Man ersuchte einen jungen Mann, etwas Poetisches vorzulesen. Dieser wählte die Iphigenia. Sogleich wurden einige Frauen blaß, sie nahmen den Vorleser beiseit und beschworen ihn, Alles, was ihm gefiele, nur nicht dies Gedicht vorzutragen; es wären junge Mädchen von siebzehn Jahren zugegen, die jenes Schauspiel auf keine Weise begreifen würden. So wollte man den Widerwillen gegen Göthe beschönigen. Aus Bosheit vereinigte ich mich mit dem jungen Poeten und suchte zu beweisen, daß dieses klare Gedicht gerade deshalb musterhaft zu nennen, weil

es jeder Gesinnung und jedem Alter verständlich sei. Aber wir wurden aus dem Felde geschlagen, und die Frömmste entfernte sich mit ihrer Tochter lieber aus der Gesellschaft. — Ich ging auch nach Hause, und weiß nicht, ob man gelesen, oder Karten gespielt, oder fromme Gespräche geführt hat.

Fast alle diese sonderbaren Separatisten führen Schiller's Namen zum Feldgeschrei und in ihren Fahnen. Alles, was sie wollen und erstreben, finden sie, sonderbar genug, in seinen Werken, und deuten oder deuteln Alles in ihm nach ihrem Sinne. Sie bilden sich ein, daß, wenn er noch lebte, er allen ihren kreuz- und querigen Bestrebungen Zunge und begeistertes Wort leihen würde.

Es scheint mir, als wenn so verstimmte Menschen, die sich selbst willkürlich einen so engen Kreis des Fühlens und Denkens ziehen, die Schönheiten eines so großen Dichters, wie Schiller, nicht verstehen und genießen könnten. Aber so viel ist gewiß, tritt mir einer so bestimmt und begeistert mit dem Namen des großen Mannes entgegen, so irre ich nicht leicht, daß er, sowie ich das Gespräch nur dahin wende, über Göthe lau und einsylbig sein, wenn er ihn nicht

dreist und fest ganz verwerfen wird. Dagegen scheint es, erkennen sich in der Bewunderung für diesen einzigen Genius die Gemüther, wie in einer weit verbreiteten Brüderschaft, die ich die höhere nennen möchte, wenn ich mich nicht selbst zu dieser Loge bekennte.

Aber freilich gibt es feurige und gute Köpfe unter Jenen, die gegen Göthe kämpfen, in der Menge der hochgestimmten Frommen sind auch wahre Talente, auch wohl wahrhaft religiöse Gemüther; unter den Malcontenten gibt es auch edle, scharfe Charaktere und Männer von vielen Kenntnissen. Aber Alle ziehn es vor, in dieser Anarchie zu leben, statt daß sie ihren Sinn wahrhaft frei machen sollten. —

Neulich hatte ich Veranlassung, meiner Entflohenen recht lebhaft zu gedenken. Doch wann vergäße ich sie denn? In der Nähe des Fichtelgebirges, als ich im trüben Morgennebel auf einem einsamen, grünbewachsenen Pfade ritt, entdeckte ich in der Ferne eine Kutsche, die mir von den Gebüschen zuweilen wieder verdeckt wurde. Es war schwer, dorthin, nach der großen Straße zu gelangen, weil Gräben und sumpfige Stellen den kleinen Gebirgsweg von

ihr trennten. Ich hatte aber weibliche Figuren mit meinen scharfen Augen entdeckt; die eine lehnte sich weit aus dem Schlage, ja es schien, als wenn sie einmal mit einem Tuche winkte oder grüßte. Ich war in der höchsten Unruhe und in Furcht, der Wagen möchte mir ganz verschwinden, bevor ich zur Landstraße gelangen könnte. Ein kühner Sprung brachte mich auf den großen Weg, da ich lange weit umher hätte reiten müssen, um einen Landungsplatz zu entdecken. Felsen verdeckten mir jetzt die Aussicht, und bei den Krümmungen des Weges wußte ich selbst nicht, ob ich mich rechts oder links wenden müsse. Meine Angst wuchs unbeschreiblich, denn mir war jetzt schon ausgemacht, daß meine Unbekannte sich in jener Kutsche befinde, daß sie mich, vielleicht durch ein Glas, schon erkannt, daß sie mich gegrüßt, mir gewinkt habe: vielleicht um sie aus einer großen Noth zu erretten, vielleicht um mir aus der Kutsche heraus die Hand zu reichen, um mit ihr vor den Traualtar zu treten.

Von einer Anhöhe entdeckte ich endlich den Wagen wieder, und ich war in der That nach der entgegengesetzten Seite geritten. Wie spornte ich, um

die verlorne Zeit wieder einzubringen! Der im Zickzack laufende Weg trennte mich noch lange von meiner Geliebten, doch wurde der Zwischenraum mit jeder Minute kleiner.

Aus dem Verschluß des Wagens hatte man mich auch wieder bemerkt. Da man meine Hast und Eil sah, so winkte man wirklich mit Tüchern und ließ den Kutscher endlich gar halten. Wer war glücklicher, als ich!

So wie ich näher kam und Alles genauer unterschied, so wollte mir es bedenklich werden, daß meine zarte Geliebte in einer so altfränkischen Kutsche hausen könne, doch sollte meine Hoffnung erst gänzlich enttäuscht werden, als ich mich nun athemlos und erhitzt dem Schlage näherte. Zwei alte Frauen streckten mir zwei runzelvolle Gesichter entgegen; ihnen gegenüber saß ein geistlicher Herr.

Wir waren Alle verwundert, uns so gespannt und aufgeregt gegenüber zu befinden. Ich entschuldigte mein Heransprengen, indem ich geglaubt und gehofft, Freunde hier anzutreffen; die verständige Alte bat um Verzeihung, daß sie einen Fremden herbeigewinkt habe, sie sei in der Meinung gewesen, ihr

Verwalter, den sie ausgeschickt, kehre schon, nachdem er glücklich und schnell seinen Auftrag ins Reine gebracht, mit dem Abschluß zurück.

Im gemäßigten Schritt setzten wir nun Alle die Reise fort, und dieselbe Gegend, die mir vor kurzem noch romantisch und wunderbar erschien, kam mir jetzt finster und monoton vor. Da ich keine eigentliche Bestimmung hatte, kehrte ich mit meiner neuen Bekanntschaft, den drei alten Leuten, auch in dem Dorfe ein, wo sie Mittagsruhe hielten, deren mehr als wir die erhitzten Pferde bedurften.

Die beiden Schwestern besaßen ein Gut und eine große Fabrik im Fichtelgebirge, in L. — Der Bruder war gestorben, der ehemals das ganze Werk geführt hatte. Nicht lange, so kam auch der sehnlich erwartete Verwalter an. Es war nicht schmeichelhaft, daß man mich mit diesem hatte verwechseln können. Ein hagerer, ältlicher Mann, der seinen häßlichen Körper auf eine widerwärtige Art mit schlechten Kleidern von grell contrastirenden Farben aufgeschmückt hatte. Ueber den Wirthschaftsverhandlungen wurde ich auf einige Zeit vernachlässiget.

Bei Tisch verschwatzten wir angenehm genug die

Zeit. Als der Verwalter durch den Wein munter wurde, zeigte er ungenirt die Fröhlichkeit eines Gebirgsbewohners, der in seiner Einsamkeit Vieles nicht lernt, aber dem menschlich Einfachen treuer bleibt. Er erzählte viele Gespenstergeschichten, dann von den Zwergen des Gebirges, von den versteckten Schätzen, den goldhaltigen Quellen, und wie in frühern Tagen oft abenteuernde Italiener den Fichtelberg sollen durchforscht und manche von ihnen große Kostbarkeiten gefunden haben. Er war einer von jenen humoristischen Menschen, die Alles dieser Art halb glauben und sich um so mehr daran erfreuen. Er lachte herzlich über Alles, wenn ich ihm ernstlich zuhörte und nach den nähern Umständen forschte. So wie ich Einwendungen machte und spottete, wurde er plötzlich ernsthaft und machte ein langes Gesicht mit bedenklicher Miene. Dann holte er aus allen Ecken seine Philosophie zusammen, um mich zu widerlegen, berief sich auf eigne Erfahrungen und erlebte Wunderdinge, und sowie seine poetischen Darstellungen mich zu täuschen anfingen, war er wieder der lachende Zweifler, der über meine jugendliche Leichtgläubigkeit spottete.

Die Geschwister, die immer unverheirathet gewesen waren, nannten sich B.... Ich mußte ihnen meinen Namen in ein altes Stammbuch einschreiben und versprechen, sie nächstens in ihrer hochgelegenen Heimath zu besuchen.

Mit Freuden habe ich Wunsiedel gesehn und die Gegenden, wo unser Jean Paul seine Jugend verlebt, und wo sein zartes Gemüth die ersten Eindrücke empfing. Die Natur hier hat etwas mit seinen Schriften Verwandtes, sie ist seltsam bizarr, fragmentarisch und wieder plötzlich hochpoetisch. Dürre Steppen, kleinere Wäldchen, sonderbare Steinformationen wechseln plötzlich mit großartigen Waldpartien, schönem Rasen und edeln Bergformen ab. Alles mehr anreizend, als befriedigend, fast epigrammatisch, wilder Scherz in den Granittrümmern, melancholischer Ernst in den Tannen; oft ängstigend, wie ein schlimmer Traum, dann wieder eine so unbedeutende Gegend, daß die Einsamkeit in ihr zu einem drückenden, höchst unbehaglichen Gefühle wird.

Lieber Onkel! Was ist das? Ich sitze hier oben bei den beiden alten Schwestern, die mich sehr freundlich aufgenommen haben, ich blättere in ihrem alten Stammbuche, nachdem ich mich eingeschrieben habe — und siehe da! Ihr Name, Ihre Hand, freilich von uralten Zeiten her: — Sie waren also auch hier? haben hier gewohnt? sind ein Gastfreund des Hauses? Es ist begreiflich und doch kommt es mir in meiner jetzigen Stimmung so unendlich wunderbar vor. —

Aber noch mehr: auch Emilie war hier, vor achtzehn Monaten, sie ist dem Bruder, der damals noch lebte, bekannt gewesen.

Sie hat ein paar Worte, aber blos mit dem Namen Emilie unterschrieben, zum Andenken zurückgelassen. Die Alten wissen mir nichts weiter von ihr zu erzählen, als daß sie sehr schön gewesen sei, was ich schon wußte, aber mir doch mit Freude wiederholen ließ.

So bin ich denn hier in einer recht lieben, poetischen Heimath, eingewiegt von Hoffnungen und Erinnerungen. Seit ich diese beiden Blätter gesehn habe, bin ich wieder muthig und froh. Es kann mir nicht mislingen; ich werde sie finden.

Hier ist es ganz einsam und schauerlich, das Haus alt und weit, der nahe Bergrücken drüben dunkel. Die Axt, die den Baum fällt, erweckt ein vielfaches Echo. — O Emilie!

Der Oheim an den Neffen.

Warum, mein junger Freund, muß Dir Alles so entgegenhandeln? warum treten die Begebenheiten so gegen den Strich bei Dir ein? Weil Du Alles so phantastisch beginnst. Sieh, mein Freund, in dem Poetischen Deiner Natur, da sie doch einmal für eine solche gelten kann und soll, müßte etwas mehr Besonnenheit und in Deinem Sinnen weniger Träumerisches sein. Doch, es ist wahr, Du bist ein Mondsüchtiger, wie wir Dich immer genannt haben, und einem solchen muß man Manches vergeben, was man einem Gesunderen höher in Rechnung stellen würde. Habe ich doch auch immer einen Ansatz zu dieser Krankheit gehabt.

Wenn Dir aber Deine halb unbekannte Geliebte

verloren gehen sollte, so ist es nur Deine eigne Schuld. Doch ist es mit den Phantastischen vielleicht auf eine ähnliche Art, wie mit den Trunkenen beschaffen; diese beschädigen sich nicht leicht, auch wenn sie von ziemlichen Höhen herunterfallen; und den Hyperpoetischen arbeiten die Lenker des Zufalls, die kleinen unsichtbaren Feen, die sich der verirrten Kinder erbarmen, vielleicht auch so in die Hände, daß ihnen das Wild entgegenläuft, welches sie auf immer verscheucht zu haben wähnen.

An einem schönen Morgen also wirst Du plötzlich mit Deiner schönen Braut in meine Hütte eintreten und ich werde von ihr einen Kuß empfangen, der mich in die schöne Zeit meiner Jugend zurückversetzt. Auf Abschlag bis dahin darfst Du mich schon einige Mal ärgern, und freilich ärgere ich mich über Deine Streiche, die ich wohl auch in Deinen Jahren nicht klüger ausgeführt hätte. Wäre meine jetzige höhere Weisheit nur nicht Unbehülflichkeit, so würde ich mit mir noch etwas mehr zufrieden sein.

Was Du über die Stimmung der Zeit, die sich die Miene gibt, Göthe zu verkennen, sagst, ist eben eine Folge unserer Uebersättigung, und daß, soviel

ich habe sehen können, Enthusiasmus, Ehrfurcht und Demuth bei den jüngern Gemüthern verschwunden sind, seit sie sich einbildeten, sie dürften die Welt verbessern und regieren. Sie wollen Spartaner sein, und die Künste verachten.

Wir haben so viel gestritten, erforscht, studirt und systematisirt, um die Poesie in die ihr gehörigen Classen zu bringen, und einen hauptsächlichen Unterschied hat man bisher immer aus der Acht gelassen. Wenn der Grieche schön „Poet" sagt, so spricht der Deutsche auch löblich, „Dichter." Ja, dieser Begünstigte soll Alles, was den gewöhnlichen Menschen als Ahndung, Einfall, oder gehaltlose Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten. Jene Geburten der zartesten Geister, die das blöde Auge in der Natur, wenn diese im schaffenden Schlummer liegt und die süßen Träume geistig und durch Blumen und Blüthenbäume fliegend ausgießt, gar nicht, oder als matte und unbedeutende Gespenster sieht, soll der Poet verdichten, daß wir Alle das liebende Herz und den Phantasiereichthum unserer Mutter erkennen. Die Wolkendünste des Gemüthes, die den gewöhnlichen Menschen beängstigen und sein

Leben verwirren, soll er in Lichtgestalt, in großartigen Schmerz, süße Wehmuth, sinnige Melancholie und schöpferische Laune verdichten und umwandeln. Glaubst Du, daß vielen Menschen diese wunderbare Gabe verliehen sei? denn es ist ja das Schaffen aus dem Nichts oder dem Chaos.

Diese wackern herrlichen Schöpfer werden nun immerdar mit jenen verwechselt, die ich, ohne alle Bitterkeit und Ironie, im Gegensatz die Dünner, Verdünner nennen möchte. Mit großer Geschicklichkeit, oft mit vielem Talent wissen sie einen Gedanken, ein Gefühl, Bild, das ihnen beim Dichter auffällt, anmuthig zu verdünnen, um das, was sich körperlich und geistig figurirt hat, wieder allgemach in die Gegend des Dunstes und Nebels mit vielen Worten hineinzuspediren. Wenn der Dichter uns das Fernste und Unsichtbarste recht nahe vor die Augen rückt, so wissen diese Dünner das Nächste und Deutlichste so unkenntlich zu machen, daß man oft nicht ohne Erstaunen und einigen Schwindel ihren künstlichen Prozessen zusieht. Ganze Bibliotheken sind damals, den Goldschlägern mit ihrem Goldschaum nicht unähnlich, aus dem Werther heraus=

gedünnt. Wie aber kein Mensch, selbst nicht der mächtigste Monarch, darauf verfallen wird, seine Gemählde mit Rahmen von massivem Golde zu umziehn, um seine Mundtasse einen ächt goldenen Reif zu legen, auf seinen in Marmor gebundenen Büchern, auch wenn es Prachtexemplare sind, gediegene goldene Lettern zum Titel einzuprägen, sondern wir uns alle hier der leichten Vergoldung oder selbst des Goldschaumes als des besser ziemenden Materials erfreuen: — so sind auch für tausend Gelegenheiten des Lebens und für die größere Zahl der Leser, Genießender und Gebildeter die Arbeiten dieser Dünner viel passender und bequemer, als die Werke der Dichter. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß treffliche, zarte Menschen, die recht ein Studium des Lebens daraus gemacht hatten, sich an diesen goldschäumenden Dünnern zu entzücken und zu erbauen, ganz verdutzt und fast erstarrt dastanden, wenn sie einmal zufällig an einen Dichter geriethen.

Es gibt Provinzen, die sich in unserm Deutschland auszeichnen, daß sie recht fruchtbar in Hervorbringung dieser Dünner sind. Sie sind dem Vaterlande in vielen Rücksichten sehr nützlich.

Oft wirst Du sehn, daß das ächte Werk eines Dichters nicht viel Eingang findet und wenig beachtet wird, es ist zu gediegen und dadurch zu unbequem. Was geschieht? Eine Anzahl Dünner macht sich an das unbehülfliche Wesen, schlägt, preßt, klimpert, zieht, dehnt, faselt und prattert und schnattert so lange, bis die verständigen Fabrikanten daraus ein Dutzend begeisternder Lieblingswerke hervorgeschnitzelt haben, die in der Literatur eine neue Epoche zu begründen scheinen.

Mit diesen Dünnern hängen die Dehner zusammen, die auch ihre Verdienste haben können. Sie verhalten sich zu den Dünnern wie die Drahtzieher zu den Goldschlägern.

Freilich muß man die Verdichter nicht mit den Verdickern verwechseln, diesen Grobschmieden in der Poesie, wo der Haufe oft genug das Platte, Gemeine mit dem Kräftigen, Großen verwechselt.

Ich habe Dir, mein Freund, nur eine Andeutung meiner Aesthetik geben wollen. Die Nutzanwendung überlasse ich Dir selbst. —

—— Neben jener Verstimmung in der Literatur, oder selbst Abspannung, bemerke ich aber auch eine

Schule oder Sekte, die zusammenhängt, sich an Sprichwörtern und Handwerksgruß erkennt und absichtlich dies und jenes durchsetzen, Werke erheben und verwerfen will, wie es zu ihrem Zwecke dient. Ganz auf eine ähnliche Art, wie ehemals die Nicolaiten verfuhren, um ihrer Aufklärung Bahn zu machen. Daß es damals seine Wirkung that, und Philanthropen, Erzieher, Aufklärer mit allen ihren Thorheiten durchdrangen, kann uns belehren, daß es auch dieser neueren Sekte in gewissem Maaße gelingen wird, bis dann ein wieder einbrechender Herbst diese verwelkten Blätter vom Baume schüttelt.

Nicht blos in Ansehung der Dichter, Schiller und anderer, höre ich die Behauptung, daß, wenn auch vielleicht eine Bemerkung, ein Tadel gerecht sein dürfe, man die Gesinnung des Mannes doch höher, als alles Uebrige, schätzen müsse. Von der Gesinnung spricht man bei Historikern, Philosophen und vielen Autoren bei jeder Gelegenheit. Dem Forscher, dem Darsteller, dem Patrioten und Politiker spricht man Fleiß, Talent, Kenntniß, Einsicht, Vaterlandsliebe ab, wenn er diese Gesinnung nicht hat, und erhebt, oft gegen die eigne Einsicht, Bücher, denen

es an ächtem Gehalt gebricht, weil diese Gesinnung Alles ersetzt. — Von Philistern und Jesuiten ist in unsern Tagen soviel die Rede. Ist es jesuitisch, einen scheinbar guten Zweck auf allen Wegen, auch den nicht erlaubten, erlangen wollen, so handeln wohl Manche, die sehr gegen die Jesuiten deklamiren, selbst jesuitisch.

Wohin gerathe ich, mondsüchtiger Freund? Meine alte Krankheit, die ich doch auch schon verwunden haben sollte, auf die Zeit zu schelten! —

Also dort, mitten im Fichtelgebirge sitzest Du jetzt? — Es waren schöne Tage meiner Jugend, als ich mich da oben phantasirend und von der Natur berauscht in jenen Bergschluchten umtrieb. In jenem alten großen Gebäude, in welchen Du warest, habe ich auch einen Tag und eine Nacht gewohnt. Der Fabrikherr war ein fleißiger, reicher und sehr verständiger Mann. Damals waren die Schwestern noch zarte, liebliche Jungfrauen, die so eben die geheimnißvolle Kindheit überschritten hatten. Ich hatte die Maschinen, die Glashütte, in einiger Entfernung von dort die Alaungrube besucht, und saß am schönen Pfingsttage mit der Familie behaglich an der gut be=

setzten Mittagstafel. Das Gespräch ist den einsam liegenden Bewohnern der Gebirge eine Erquickung, von der die immerdar schwatzenden Städter keine Vorstellung haben. Zur wahren Erbauung, zum Feierlichen, Lieblichen erhebt sich der Diskurs in diesen Waldgebirgen, wo man den Heher im Baum vernimmt, die Holzaxt in der Ferne, das Säuseln der Tannen nahe und das Echo eines schreienden Vogels von der düstern Felsenwand in das Tischgespräch hinein.

Nach Mittag betrachteten wir wieder die wunderbare Gegend. Die hüpfenden und singenden Mädchen hoben sich gegen den düstern Tannengrund allerliebst ab. Daß man in der Jugend so manchen Tag so ganz zwecklos hinlebt, seine Bestimmung und alle Plane vergißt, gehört eben recht zum Glück der Jugend, denn nur dadurch genießt man vollständig die Gegenwart, die späterhin von Zweck, Erinnerung, Vorsatz und vernünftiger Absicht zu sehr verschattet wird.

So kam der Abend heran. Gespenstergeschichten, die sich in den Gebirgen besser ausnehmen, wie in der Ebene, wurden vorgetragen. Die Mädchen lach-

ten übermäßig, um ihrem Grauen entgegenzuarbeiten. Wir trennten uns endlich, um zu schlafen.

Ich ward, abgelegen von den übrigen Zimmern, auf einen langen Saal einquartirt, den Du auch wohl gesehen haben wirst, denn ich hoffe, Alles ist in diesem Gebäude noch in demselben Zustande. An den Wänden hingen alte Familienbilder, die Tapete hatte sich an einer Stelle losgeblattet. Ich, der ich damals ein leidenschaftlicher Nachtwandler war, nahm mir vor, mich nicht niederzulegen. Mit dem Bildniß der lieblichen Mädchen verbanden sich in der stillen Nacht Erinnerungen aus früheren Jahren, Alles, was Sehnsucht und Wehmuth je in mir gewirkt hatten, ward wieder in mir lebendig, schauerlich und wollüstig, ahndungsvoll und träumend. Ich hatte das eine große Fenster geöffnet und die frische Nachtluft, die in den Raum strich, bewegte die Tapete, die Gebilde wankten in ihren Rahmen, und es war, als wenn Geister durch das Gemach zogen. Immer lauter rauschte unter mir der Bach, der vom Wald verdeckt war. Mir gegenüber ein steiler Berg, bis in den Himmel ragend und dort den Horizont eng abschneidend, dunkel schwarz mit Tannen bedeckt. Von

Zeit zu Zeit der schwirrende Flug eines großen Vogels über das Gebirge hinweg. Welche zarte Fibern erregen so süße unaussprechliche Harmonie in allen Fühlungen der Jugend. Mir war so wohl, so innigst beseligt, daß ich ohne Wehmuth und Schmerz meine Thränen fühlte. Da stieg, mir gegenüber, jenseit der schroffen Bergwand erst ein rother Feuerschimmer, dann ein Streifen und allgemach die ganze glühende Scheibe des Vollmondes herüber. Nun war die Gegend in ein Lichtmeer verwandelt, in welchem man tausend Seltsamkeiten sah und nichts unterschied. Wie Feentänze unter mir, die schwirrend in den Büschen flatterten und dem Elfenkönig grüßend entgegenhüpften. Die zartesten Liedchen summten Mücke und Grille, und wie auf den ausgespannten Saiten des Claviers liefen klingende Schauer über die räthselhafte Natur magisch verhallend hin.

Wen nie in stiller süßer Nacht
Die Einsamkeit geküßt,
Wer nie am Bergeshang gewacht,
Wenn Vollmond ihn begrüßt,
Der kennt auch nicht die Zaubermacht,
Die Busch und Stein entsprießt.

O lange, dunkle, stille Nacht,
Sei wieder mir begrüßt.

So schrieb ich einige Tage nachher, in Sehnsucht nach diesen berauschten Momenten. — Was fehlte nun noch, als daß ein Waldhorn vom andern Flügel des Gebäudes herüberklang. Ein junger Förster war es, der erst in der Nacht nach Hause gekommen war und ebenso wenig als ich den Schlaf finden konnte. Er phantasirte einfache aber liebliche Melodien, bis der Morgenstern funkelte. Mir war, als habe ich Zauberei, wundersame Begebenheit, Mährchen erlebt — und war es denn etwas Anderes, was sich in meinem Herzen abgelöset hatte? Diese Geistergeschichten waren zwar keine äußerlichen Begebenheiten, aber mein inneres Wesen war bis in seine Tiefen aufgeregt. Wie Leidenschaft, Liebe, Schmerz und Verzweiflung ebenfalls bis auf den Grund unserer Seele eindringen, ist ein ganz anderes Handthieren. Jene unsichtbaren Bergelfen, Waldfeen haben mit diesen gewaltigen Erschütterungen nichts zu thun; diese arbeiten nur in jenen Nächten in uns, wovon ich Dir eben eine habe beschreiben wollen. —

— Doch erzählen wollte ich Dir auch Etwas, und

zwar etwas recht Wichtiges. Dazu findet sich vielleicht die Stunde nicht wieder. — Ich war auch damals nach der Schweiz hingerathen. In der Nähe des Genfersees begegnete mir Etwas, das man wohl wunderbar nennen darf. Ich verlange aber, daß Du Alles, was ich Dir jetzt mittheilen werde, als ein Geheimniß behandelst. Ich kenne Dich und vertraue Dir. — —

— Es war in Genf, wo ich mich schon einige Wochen aufgehalten hatte, daß ich, von einem Freunde eingeführt, eine Familie kennen lernte, in welcher ich bald eine Heimath meiner sehnlichsten Wünsche fand, wo mir bald die größten Freuden, wie die empfindlichsten Schmerzen zu Theil wurden. Eine Mutter mit drei Töchtern bewohnte eins der vielen Landhäuser, die so lieblich am See hinunterliegen und der schönsten Aussicht genießen. Der Vater war, wegen wichtiger Angelegenheiten, um eine bedeutende Erbschaft zu heben, schon seit einem Jahre in Italien, und man fürchtete, weil die Sache sich immer mehr verwickelt hatte, daß seine Zurückkunft sich noch lange verzögern würde.

Die älteste der Töchter, Rosa, war schön und

groß. Sie war blond, von heitrer Laune und spottete und lachte viel. Am meisten ließ sie ihren Witz über Jene sich ergießen, die ihr mit Zärtlichkeit näher traten und eine wahre oder galant erheuchelte Leidenschaft für sie bekannten. Sie war viel freundlicher mit jenen Männern, die kalt und gleichgültig waren, von ihren Geschäften, der Jagd oder Politik eifrig sprachen und den Damen nur die herkömmliche Aufmerksamkeit erwiesen, oder sie selbst ganz vernachlässigten.

Die zweite Tochter, Jenny, war schlank und brünett. Sie war ernst und zurückgezogen und beschäftigte sich viel mit Büchern, von denen Rosa nur selten Notiz nahm. Sie war sehr freundlich mit mir, weil ich unermüdet ihre literarische Neugier befriedigte, ich auch angefangen hatte, Deutsch mit ihr und meine Lieblingsschriftsteller zu lesen.

Die jüngste, Lidie, war die weichste und sanfteste. Ihre blendende Schönheit erhielt dadurch etwas Zauberhaftes, daß sie nicht zu wissen schien, wie reizend sie war. Unbefangen wie ein Kind, kam sie Jedem freundlich und vertraulich entgegen, ging in alle Gespräche und Spiele ein und war bald thöricht

wie ein Knabe, bald muthwillig wie ein kleines Mädchen, und dann wieder gesetzt und nachdenklich, fast melancholisch.

Man sprach abwechselnd Deutsch und Französisch, doch waren die Dichter, die man kannte, nur die der Franzosen.

Da ich in kurzer Zeit das Vertrauen der Familie gewonnen hatte und sie täglich sah, so empfand ich eine brüderliche Zärtlichkeit für die drei schönen Kinder, und mir schien anfangs, daß sie mir alle gleich lieb seien. Eine geistige Polygamie ist sehr gut möglich, so lange Egoismus und Leidenschaft schweigen, das junge Herz ist in solcher Lage auf das anmuthigste gerührt und in Bewegung gesetzt, denn die mannichfaltigen geliebten Wesen erwecken durch ihre verschiedene Sinnesweise zarte, bis dahin unbekannte Stimmungen des Gemüths.

So schwamm ich, beglückt, auf einem anmuthigen Strom schöner Gefühle und lebte in einem Zustande sanfter Behaglichkeit, wie ich ihn vormals noch nie gekannt hatte. Das Leben war ein süßer Traum geworden, und ich hatte keinen andern Wunsch, als nur morgen da fortzufahren, wo ich heut geendigt

hatte. Mit der brünetten Jenny war ich durch Göthe's Werke unvermerkt doch am meisten in Verbindung und in die vertrauteste Nähe gerathen. Sie staunte meinen Dichter an, ohne ihm eigentlich näher zu kommen; auf meine Autorität zwang sie sich, Alles schön zu finden, und ich fühlte doch, daß so vieles, was mich in meinem Liebling mit Entzücken durchdrang, ihr Herz nicht berührte.

Sonderbar ist es, wie Gewohnheit zur Natur werden kann. Nahm sie ihren Racine in die Hand und las mir bewegt und in Thränen eine der berühmten Scenen vor, so verstand ich zwar die feine Sprache und die rhetorische Kraft des Tragikers, aber ich konnte den Dichter in ihm noch weniger finden, als Jenny die Poesie in Göthe. Wir stritten, erhitzten uns, und trotz so vieler mislungenen Versuche gab ich es doch nicht auf, meine eigensinnige Freundin zu bekehren, die, vielleicht weil sie Göthe nicht verstand, nur ein desto größeres Interesse an ihm nahm, weil sie ihn wie ein Naturwunder, wie eine unbegreifliche Seltsamkeit anstarren konnte.

Die junge Lidie sah unsere Bemühungen mit Verwunderung an. Sie schüttelte lächelnd ihr Locken-

köpfchen, daß man ein Spiel so ernsthaft nehmen könne. Nicht so gleichgültig war Rosa, die, wenn sie oft lachend durch das Zimmer tanzte, wohl zu Zeiten stehn blieb, zuhörte, nachdachte, und dann einen Streit mit mir oder auch mit der Schwester begann, der manchmal so heftig geführt wurde, daß er zuweilen unfreundlich, einmal sogar mit Bitterkeit endete.

Was soll es, sagte sie in dieser Stunde, daß Sie uns und meine Schwester vorzüglich, mit Gedichten und einer Art von Empfindung bekannt machen wollen, die uns hier zu Lande fremd ist, die uns vielleicht unglücklich machen könnte? Was wir Poesie nennen, ist ebenso artig, glatt, anmuthig und das Leben erheiternd, wie unsere Möbeln, Gemälde, Blumen, Stickereien, Kleider und Putz. Wenn wir „Gedicht" sagen, so wissen wir, daß es eben Etwas ist, das eine ganz andere Empfindung hervorbringen soll, als jene ewigen Alpen dort, als dieser See anregt, als Sturm und Ungewitter in mir erweckt. Wäre es nicht lächerlich, für den Schrank dort, so schön und geschmackvoll er auch ist, zu schwärmen? aus ihm das Glück meines Lebens machen zu wol-

len? Abgeschmackt wäre dies; aber mehr als das, verderblich ist es, was Sie unternehmen. Gefühle zu entzünden, die, wie sie anfangs reizend locken mögen, doch Glück und Leben untergraben, uns mit der Natur, die erst angebetet wird, entzweien und unvermerkt das Leben selbst, unter dem Vorwand, es zu erhöhen, in Verzweiflung, Wahnsinn und Gespenst verwandeln. Ich werde meine Mutter und den Oheim aus Rolle bereden, daß es Jenny geradezu verboten wird, diese Sachen zu lesen, bei denen sie wenigstens die Zeit verdirbt.

Jenny wollte widersprechen. Sie meinte, Rosa fable aus einem Traum heraus, kein Buch in der Welt, am wenigsten diese kalten deutschen Erzählungen und Gedichte könnten Phantasie und Herz bestechen; sie deuteten, indem man ihr Ungeheures anstaune, das sich nicht messen und mit nichts vergleichen ließe, auf das Geregelte und Classische hin, das man durch die Bekanntschaft mit diesem Ungeheuern um so lieber gewinne und so die alte Ueberzeugung verstärke.

„Weil Du, rief Rosa erbittert, weder das Eine noch das Andere verstehst, sprichst Du so billig und

abgemessen. Demjenigen, der nicht fühlt und faßt, steht natürlich Alles auf Einer Linie."

Rosa nahm das Buch, es waren die Leiden Werther's, mit großer Heftigkeit vom Tisch ihrer Schwester und schloß es in ihren Schrank. „Wenn ich Sie nicht hassen soll, wendete sie sich dann an mich, so lesen Sie nicht so ganz unpassende Sachen mit meiner Schwester." Sie warf mir einen zornigen Blick zu, Jenny war ganz verstimmt und die unschuldige Lidie weinte über unsern Hader. Höchst mismüthig ging ich nach meinem Hause, das ich, aus Zuneigung zu dieser Familie, in ihrer Nähe gemiethet hatte.

Recht böse, wie ich glaubte, auf die unbescheidene Rosa, fuhr mir der Gedanke durch den Sinn, Genf zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren.

Unmuthig wandelte ich am Abend den See entlang. Die hohen Alpen waren in Rosenlicht getaucht, die Fluth glänzte, eine balsamische Luft strich mit kühlendem Fittig über die dämmernde Gegend, als der Mond heraufstieg und ihn tausend goldne Sterne in den hüpfenden Wogen begrüßten. Wenn nur Rosa, die Widerspenstige, nicht zu der freundlichen Fa-

milie gehört, wenn sie doch entfernt, verheirathet wäre! sagte ich zu mir selbst; sie stört das Leben der zarteren Schwestern. Wenn die verständige Jenny, so setzte ich meinen Monolog fort, ihren Sinn zum großen Deutschen erheben könnte, so würde sie vielleicht das Glück meines Lebens auf immer begründen. — Ich stand still, um diesem Gefühl weiter nachzugehn, und erschrak plötzlich vor der Leere in meinem Innern. — Gedanke, Empfindung, Alles brach schnell ab auf diesem Wege, wie mit Felsen verriegelt. — Und Lidie — sie war so schön, so fromm, so kindlich rein, — sie war vielleicht, was mein Gemüth gesucht hatte. — Alle Aussicht war mir unersprießlich, was Hoffnung und Wunsch schien, zerrann in einen Nebel, in ein Nichts. — Doch, warum bin ich denn in jenem Hause so glücklich?

Die Scheibe des Mondes stand jetzt mitten über dem See. Ein goldnes Netz lag wundersam auf dem glänzenden Kelche, in dem das blinkende Gewässer schäumte, es klang aus dem Berge und eine Nachtigall warf ihre träumende süße Klage in die flüsternden Wogen und mein zitterndes Herz. Ja, Rosa nur, so sagte ich mir plötzlich, sie ist es, die mich

magnetisch nach jenem Orte zieht, die mich zauberisch bannt, daß der Fuß nur zögernd die theure Schwelle wieder verläßt, ihre leuchtenden Blicke sind es, auf die ich warte, denen mein Herz, wie die Blume der Sonne entgegenschmachtet, um die Knospe aufzuthun und sich im seligen Dasein zu empfinden. —

Ich begriff nicht, wie ich über mich selbst bis dahin hatte so blind sein können. Und doch, — wie feindlich stand mir nun diese Rosa gegenüber! Sie haßte mich vielleicht, mein Streben war ihr zuwider, so viel war wenigstens deutlich, sie verfolgte den Liebling meiner Seele, und mit ihm alles Schöne, Alles, was mir lieb und theuer war.

So mit mir kämpfend, unglücklich und glückselig, auf Rosa scheltend und sie vergötternd, wandelte ich die ganze Nacht wie ein Mondsüchtiger den duftenden Stauden am See, den Hütten und Landhäusern vorüber.

So früh es schicklich war, besuchte ich die Familie. Rosa war nicht sichtbar, Lidie entschuldigte sie. Nun ich mich meiner Leidenschaft bewußt war, war auch jenes brüderliche Gefühl, als wenn ich ein Sohn des Hauses sei, verschwunden. Rosa kam endlich,

als ich schon lange mit der Mutter gesprochen hatte, und behandelte mich kalt und gleichgültig.

Ich begriff nicht, wodurch mein bisheriges Glück so plötzlich verschwunden sei, oder was ich verschuldet hatte. Jenny und Lidie erschienen mir in einem andern Lichte als bisher, sie standen wie in trüber Dämmerung, in einem kalten Schatten, der sie mir unbedeutend machte, und Rosa, in deren Nähe mein Herz bebte, die alle Sehnsucht und Gefühle weckte, welche noch gestern geschlummert hatten, stieß mich zurück, und gab mir Schmerzen, so durchbohrend und tödtlich, wie sie mein Dichter mich hatte ahnden lassen. Mein Gemüth war zerrissen, und weder Göthe noch die Natur konnten mich trösten.

Die Verwirrung und der Unfriede meines Innern sollten noch quälender werden. Es kam Nachricht vom Vater, der in einigen Monaten zurückkehren wollte. Drei Befreundete, mit denen er lange in Neapel gelebt hatte, brachten Briefe. Wir hatten oft aus Genf, Rolle, oder andern Städten in der Nachbarschaft Verwandte und Bekannte gesehen, die, wenn sie auch nicht immer von der besten Gesellschaft waren, doch durch Gutmüthigkeit Wohlwollen erreg-

ten, und durch ihre beschränkte Weise höchstens Langeweile erzeugen konnten. Alle, vorzüglich der Oheim in Rolle, hatten mich in ihren Schutz genommen, und ich hatte ihn mit seinen Nichten und seiner Schwester selbst einmal in seinem Hause in Rolle besucht. Diese drei angekommenen Fremden aber betrugen sich gleich bei ihrem Eintritt so, als wenn ihnen Haus und Garten, die Mutter wie die Töchter eigenthümlich zugehörten. Der älteste, ein Offizier, war von der schlechtesten Erziehung und von rohen Sitten. Er trank viel und ließ sich gleich beim ersten Besuche von seiner Leidenschaft so überwältigen, daß er von seinen Leuten fortgeführt werden mußte. Am folgenden Tage war er so wenig beschämt, daß er vielmehr mit den Mädchen darüber, wie über eine heldenmüthige That, eitel und frohlockend redete, und versicherte, sie würden ihn noch oft in diesem Zustande sehn, in welchem ihn Kenner eigentlich am liebenswürdigsten fänden. Die schwache Mutter war so erschrocken und verletzt, daß sie diesem Frechen gern ihre Thür auf immer verschlossen hätte, wenn sie es hätte wagen dürfen, ihren despotischen Gemahl in seinem Freunde so zu beleidigen.

Der zweite Gesellschafter war ein alter, reicher Marchese, der in dem Briefe des Vaters vor allen übrigen am dringendsten empfohlen war, so daß die Ahndung der weltklugen Mutter in diesem schon einen künftigen Schwiegersohn sah. Der Alte schien auch mit seinen kleinen funkelnden Augen die Mädchen der Reihe nach zu prüfen, um zu erforschen, welche ihm, als Gemahlin, am besten gezieme. Der jüngste der Genossen war ein schon überreifer Stutzer, der zugleich das Metier eines Spielers trieb, weshalb sich auch bald andere Wüstlinge an ihn schlossen, in deren Gesellschaft er seine Leidenschaft befriedigte.

So war unser stilles Häuschen plötzlich die Scene des Lärmens, Tobens und schlechter Gesellschaft geworden. Diese übersendeten Freunde ließen mich argwöhnen, der Vater der Mädchen sei ein roher, vielleicht nichtsnutziger Mensch, und gern wäre ich geschieden, wenn mich Rosa's Blicke nicht, so kalt sie auch den meinigen begegneten, festgehalten hätten. Ich glich dem Schmetterling, der sich am Licht verbrannt hat, aber doch noch fliegt, nicht leben und sterben kann und immer um die verderbliche Flamme schwärmt.

Es war nicht möglich, sich in dem Hause noch behaglich zu fühlen, um so weniger, da mein eifersüchtiges Auge bald entdeckte, daß der alte Marchese schon, ohne sich zu erklären, Rosa zu seiner Gebieterin erwählt hatte, denn er gab ihr sichtlich vor ihren Schwestern den Vorzug. Sie selbst war sehr freundlich gegen ihn und schien seine Gesellschaft eher aufzusuchen als zu vermeiden. Gern hätte ich mich überredet, Rosa sei meiner Liebe völlig unwerth, sie sei nur ein geringes Wesen, und verdiene kaum Achtung: so oft ich mich mit diesen Sophistereien beruhigen wollte, oder ihr Bild in meiner Seele herabzuwürdigen suchte, so durfte sie nur durch das Zimmer schweben, um mit einem Blicke alle Anklagen niederzuschlagen.

Aber ich fühlte mich elend und fing an, mich selbst als einen Elenden zu schelten, daß ich nicht den Muth hatte, eine Gegend zu verlassen, die mir nur Qualen schuf. Als wieder eine Woche so hingegangen war, fand ich mich am Abend zu einer Versammlung ein, in welcher die drei Hausfreunde nicht fehlten. Rosa war munter, ohne ausgelassen zu sein, Jenny ernst, wie immer, und Lidie sprach mit mir,

gegen ihre Gewohnheit, viel Freundliches. Es schien fast, als habe sich ein zärtliches Gefühl ihres jungen Herzens bemeistert, so strahlend waren ihre hellen Augen, so freundlich ihr fein lächelnder Mund, und sie war mir noch nie so schön vorgekommen. Es wurde Musik gemacht, einigen alten Damen zu gefallen, und es war, nach langer Zeit, wieder einmal eine feinere Unterhaltung, ein stilleres Wesen im Gesellschaftssaal. Die Mutter schien Rosa, wenn sie mit dem Marchese sprach, aus der Ferne genau zu beobachten. Rosa, so heiter sie sprach, war doch nicht ganz unbefangen und trieb am meisten zur Musik, um im Gesang und Spiel ihre Verlegenheit zu verbergen. Sie gab auf mich und Lidie acht und ließ uns nicht aus den Augen, selbst nicht, als sie mit Leidenschaft sang.

Man trennte sich und als ich spät in meinem einsamen Zimmer mein Schicksal noch überdachte, war ich höchst überrascht, daß mir auf einem sonderbaren Wege ein Billet in die Hände fiel, welches mir viel zu denken gab. Bei der Eil, in der Jeder seinen Hut nahm, hatte ich einen unrechten gefaßt und fand im Innern, zwischen der Seide ein Blatt: — „Du sagst,

ich liebe Dich nicht? Was verlangst Du? Welches Opfer? Ich bin ja zu Allem bereit. Triff mich am Freitag an jener Stelle, dort beim kleinen Brunnen, wo ich Dir zuerst meine Liebe gestand, aber nicht früher, als zwischen zehn und eilf Uhr, dann schleiche ich mich aus dem Hause, um mit Dir zu verabreden, was wir thun wollen. — Ewig die Deine."

Ich kann nicht beschreiben, in welchen Zustand mich dieses unselige Blatt versetzte. An wen war es gerichtet? Von wem? So viel ich mit der Familie gelebt hatte, so konnte ich mich doch jetzt nicht erinnern, ob ich jemals die Schrift der Mädchen gesehn hatte. Wie kam nur eine von ihnen dazu, wie konnte sie so tief sinken, an den Trunkenbold, oder den elenden Spieler so zu schreiben, mit Worten, die schon ein längeres vertrautes Verhältniß entdeckten? Stellte ich mir die ernste Jenny, oder die kindliche Lidie vor, die mir eben erst so freundlich begegnet war, so konnte ich unmöglich glauben, daß an einen von diesen Verächtlichen das unglückselige Blatt gerichtet sei: die größere Wahrscheinlichkeit war also für meine geliebte Rosa, die die klügste, die schalkhafteste, die am geeignetsten war, sich zu verstellen

und eine Intrigue anzuspinnen. Aber so erniedrigt! Ich meinte dann wieder, sie würde anders geschrieben, sich anders ausgedrückt haben.

Einmal wollte der Gedanke tröstend auftauchen, eine der fremden Damen sei die Verfasserin des unglückseligen Billets. Doch mußte ich diesen Einfall sogleich wieder als wahnsinnig abweisen, wenn ich an das hohe Alter, das abgemessene Betragen und die Prüderie jener Verehrungswürdigen dachte.

Sollte ich die Herren selbst nach der Reihe besuchen? Ich hörte, sie waren verreist; und an welchem Kennzeichen sollte ich den Schuldigen herausfinden? Ich konnte auch leicht die mir unbekannte Schreiberin compromittiren.

An die Mutter mich wenden? — Ich wußte nicht, welch Unheil ich anrichten möchte. Dann fiel mir wieder ein, die gesetzte Jenny zu meiner Vertrauten zu machen. Bedachte ich aber ihre Schweigsamkeit und Ruhe, so durfte ich mir keine Hülfe von ihr versprechen. Und wenn sie nun die Verfasserin jener Epistel war?

Ich wartete dann wieder, daß der elende Verführer den verhaßten Hut gegen den meinigen aus=

tauschen solle. Diesen Bösewicht wollte ich dann fordern und so die verletzte Ehre der Familie rächen. — Ich war wie wahnsinnig und lief geängstigt durch alle Zimmer, so daß mein Diener um meine Gesundheit besorgt wurde.

Das Beste schien mir endlich, die paar Tage verstreichen zu lassen, dann selbst um die bestimmte Stunde mich an den bezeichneten Platz zu begeben. Ich schrieb Briefe, schloß mit meinem Banquier meine Rechnung, machte nothwendige Besuche und ließ meine Sachen packen, damit ich, wenn Rosa sich in der Nacht dort einfinde, sogleich abreisen könne.

In der Zwischenzeit war ich wie ein Trunkener. Ich fühlte, daß meine Spannkraft sogleich nach der Entdeckung nachlassen und mein ganzes Wesen schwach und ohnmächtig zusammensinken würde. Jetzt lebte und handelte ich wie im Taumel. Das so oft besuchte Haus vermied ich.

Der bestimmte Tag kam. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Mit stumpfem Auge sah ich das Schauspiel, welches mir die Natur aufführen wollte. Mir ward erst wohl, als die Dämmerung alle Formen auslöschte, oder in das Unbedeutende hinein

zeichnete. Der aufgehende Mond weckte mich aus meinem Stumpfsinn. Dies schien mir der Abschiedsgruß meines Freundes aus dieser paradiesischen Gegend. Ueberhaupt glaubte ich, so jung ich war, mein Leben sei jetzt schon beschlossen, und der Tod wäre mir in dieser Stimmung erwünscht gewesen.

Ich verbarg mich im dicken Gebüsch und hatte den kleinen Brunnen im Auge. Das wohlbekannte Haus schimmerte mir nicht fern herüber. Ach glaubte manchmal, eine Gestalt sich von dorther bewegen zu sehn, doch täuschte mich der räthselhafte Mondschimmer.

Endlich, und meine Betäubung hatte die Annäherung nicht bemerkt, eine weiße Gestalt stand am Brunnen, — ich rauschte aus meinem Busch hervor, — war ihr nahe und erkannte sie, — es war wirklich Rosa. — Ein Zittern ergriff mich, und ich stürzte bewußtlos zu ihren Füßen nieder. —

Als ich wieder zu mir kam, fand ich sie sorgend um mich beschäftigt. Sie kniete neben mir und rieb mir die Schläfe, indem mein Kopf in ihrem Schooße ruhte.

Ich faßte ihre Hände und raffte mich auf. Sie

erhob sich ebenfalls und ich sah sie starr an. „Wie kommen Sie, lieber Licht, hieher, sagte sie freundlich; ich erwartete jemand ganz anders. Und was ist Ihnen zugestoßen? Was fehlt Ihnen?“

„Sie können noch fragen? stammelte ich mit gebrochener Stimme, und ein kalter Schweiß rann in großen Tropfen von meiner Stirne; Sie fragen und sehn, wie Sie mich zertrümmern? Jetzt erst muß ich es Ihnen in kalten Worten sagen, daß das Herz, welches Sie gebrochen haben, Sie unaussprechlich liebte? Nehmen Sie denn hier das unglückselige Blatt, das mir, dem es nicht bestimmt war, ohne mein Zuthun in die Hände gerieth, sein Sie glücklich mit Jenem, wer es auch seyn mag, empfangen Sie mit diesem Todesblatt meinen Abschied, denn Sie sehen mich niemals wieder.“

Ueberrascht, ja erschüttert nahm sie das Papier aus meiner Hand. „Sie lieben mich? rief sie dann aus: wie kann das sein? Dies Geständniß ist mir so neu — und darum also —“

„Ja, rief ich im höchsten Schmerz, darum, weil ich unwidersprechlich überzeugt wurde, daß Sie sich einem ganz Unwürdigen geopfert haben, warf mich

der Schreck leblos zu ihren Füßen nieder. Wenn ich doch nicht wieder erwacht wäre! Möchten Sie mich verschmähen und einen Andern lieben, — aber — o Himmel! es ist zu gräßlich, daß ich Sie nicht mehr achten kann.“

„Setzen Sie sich zu mir, sagte Rosa fast erheitert, auf diese Bank: ein seltsames Verhängniß bringt uns hier in der Nacht zusammen und zwingt uns, einander zu vertrauen. Wie ich über das Geständniß Ihrer Liebe denke, erfahren Sie wohl morgen, oder nächstens, das Nöthigste ist jetzt, Ihnen zu sagen, daß dieses fatale Blatt nicht von mir herrührt.“

„Nicht?“ rief ich in höchster Freude.

„Nein, fuhr sie fort, es ist von dem armen unklugen Kinde, der unglücklichen Lidie. Jener Raufer und Trunkenbold, den ich eben so wie Sie verachte, machte sich vom ersten Tage, an welchem er über unsere Schwelle schritt, an das unerfahrne Wesen. Man kann es oft bemerken, daß so junge Mädchen aus Eitelkeit dem ersten Liebhaber, der sich erklärt, mehr als billig entgegenkommen. Ist es ein älterer Mann, so wirkt auf diese Unerfahrnen seine Bewer-

bung fast mehr, als die eines Jünglings. Ich behielt meine kindische Schwester im Auge und sah, wie selbst die Härte, ja Brutalität des Unwürdigen ihr imponirten und sie seine Aufdringlichkeit halb aus Furcht, halb aus Wohlgefallen erduldete. So war er vertraut mit ihr geworden, drückte ihr die Hände, umarmte sie, wenn er sich unbemerkt glaubte, und ich war überzeugt, daß seine Freiheit immer weiter gehn und die Kindische, die keine Erziehung gehabt hatte, Alles von ihm erdulden würde. An jenem letzten Abend merkte ich, daß Etwas verabredet werden sollte, mein Auge war aber so scharf, daß Lidie es nicht wagte, vertraulich mit dem Offizier zu sprechen. Sie war schon schlau genug geworden, daß sie meinte, sie könne mich durch ein langes, freundliches Gespräch mit Ihnen hintergehn. Nach der Musik machte sie sich, weil ich sie immer von ihrem Geliebten trennte, im Vorsaal mit den Hüten etwas zu thun; doch fiel ich nicht darauf, daß sie eine Bestellung dort anbringe. Ich entdeckte aber, indem ich in sie drang, Briefe von jenem Manne, der weder Vermögen besitzt, noch in der Gesellschaft eine würdige Stelle einnimmt, und es gelang mir, ihr Herz zu rühren, in-

dem ich ihr die Gefahren vorstellte, denen sie sich aussetze. Erschüttert beichtete sie mir Alles und versprach, den Frechen niemals wiederzusehn. Ich kam hieher, dem unedeln Manne Alles zu sagen, was mir der Unwille eingeben konnte und ihm seinen Abschied zu geben, und finde Sie hier. Ich muß nun, was ich mündlich sagen wollte, und was auch klüger ist, durch einen scharfen Brief abzumachen suchen."

Während Rosa sprach und erzählte, hatte ich eine ihrer Hände gefaßt, die ich mit Rührung drückte. Sie erwiederte den Druck, stand dann auf und sagte, fast schelmisch lächelnd: „Sie sind also auch so verwegen, mich zu lieben?"

„Unaussprechlich, erwiederte ich, denn für dieses Gefühl hat auch der Dichter keine Worte. Aber Sie — ist es denn, wie ich vermuthe, daß Sie jenem Marchese bestimmt sind?"

„Man spricht und denkt vielerlei, antwortete sie; begleiten Sie mich jetzt nach Hause, aber nur bis zu jenem Baum, damit Keiner mich dort mit Ihnen sieht, wie doch zufällig geschehen könnte."

Wir gingen eine Weile schweigend. „Sie wissen doch, sagte sie endlich, daß Huß, der wegen der Leh-

ren des Wiklef verbrannt wurde, anfangs heftig gegen den Wiklef kämpfte?"

„Ja, erwiederte ich; aber was wollen Sie damit sagen?"

„Nun, antwortete sie, morgen oder übermorgen die Erklärung. — Aber, Freund, Sie führen Ihren Namen mit Unrecht: Sie heißen Licht und wandeln immerdar im Finstern."

„Wieder ein Räthsel?" fragte ich.

„Ungläubiger! Blinder! Verstockter! sagte sie, fällt hier im Walde in Ohnmacht, und weiß nicht, daß ich ihn längst liebe?"

„Rosa!" rief ich aus, erschreckt vor Wonne. Sie litt die Umarmung und den Kuß und sagte dann heiter: „Nun schlafe aber auch recht wohl." — Sie ging schnell fort und winkte noch einmal zurück.

Wie breitete ich die Arme überselig gegen den Glanz aus und ergab ich mich inniger wie je diesen Gefühlen der Mondsucht.

Als ich wieder das Haus besuchte, war die kleine Lidie zerknirscht, und wagte kaum, sich zu zeigen. Wie die unerfahrene Jugend in den seltsamen Lagen

des Lebens dreister ist, als die Menschen, die die Welt mehr kennen, so ist sie eben so, wenn sie gedemüthigt wird, weit mehr niedergeschlagen und zerschmettert, als jene.

Jenny; die bemerkte, daß ich mich mit Rosa mehr verstand, zog sich ganz von mir zurück und zeigte sich fast immer, als wenn sie mich dadurch kränken wollte, mit irgend einem französischen Autor in der Hand.

Es fügte sich erst nach einigen Tagen, daß ich mit meiner geliebten Rosa in der Einsamkeit vertraut sprechen konnte. Sie war eben so heiter als gewöhnlich und lachte über meine Befangenheit. Sie freute sich darüber, daß ich mich so glücklich fühlte, spottete aber über meine Entzückung, die sich nur als Rührung ausdrücken konnte. Es ward mir schwer, im Gespräch die Thränen zurückzuhalten, und Alles, auch das Unbedeutendste, was sie mir sagte, rührte mich unbeschreiblich. Wir gingen in den Garten und setzten uns in die Laube. Die Familie war auf einen Besuch, und wir konnten darauf rechnen, lange ungestört zu sein.

Rosa sagte nach einiger Zeit: „Ich hoffe, Lidie

ist auf immer vor den Nachstellungen jenes rohen Menschen gesichert. Sie sieht ihr Unrecht ein und hat mir feierlich, unter Thränen versprochen, mir Alles mitzutheilen, wenn sich etwas ereignen möchte. Der widerwärtige Offizier scheint von jeder Unternehmung durch meinen heftigen Brief abgeschreckt zu sein, weil er die Ankunft meines heftigen Vaters fürchtet, der nicht mehr so lange ausbleiben wird."

Die letzten Worte erschreckten mich. „O Rosa, Geliebteste, rief ich aus: was können wir von Deinem Vater hoffen?"

„Wenig oder gar nichts, antwortete sie, er ist der heftigste aller Menschen, und was er sich einmal vorgesetzt hat, davon kann ihn keine Macht auf Erden zurückbringen."

„Und er würde unsere Liebe nicht billigen?" fragte ich furchtsam.

„Liebster, antwortete sie munter, er hat jenen alten Marchese herübergeschickt, mit der Vollmacht, unter uns Schwestern die auszusuchen, die ihm zur Gattin am meisten zusagen möchte. So sehr ich mich zurückgehalten, so sehr ich die Spröde und Eigensinnige gespielt habe, so hat dem alten Menschen,

mein munteres Wesen doch mehr als das meiner Schwestern zugesagt, und ich bin die Auserwählte. Ich habe auch schon bemerkt, daß der Cavalier, welcher in allen Dingen sehr nach der Ordnung verfährt, meinem Vater die Wahl und seinen Entschluß mitgetheilt hat. Ach! lieber Mann, das Leben ist ein buntes, lustiges, widerwärtiges Wesen: und wenn es Euch Männer schon oft so sehr drückt, daß Ihr über die Wunden schreit, so drückt es uns Mädchen und Weiber lieber gleich zu Tode."

„O Rosa, sagte ich, wie ist mir dies Alles doch so neu, daß ich Dir angehöre und Du meine Liebe erkennst, daß Du mein Wesen verstehst, daß Du die Meinige sein willst."

Sie entzog sich meinen Umarmungen nicht und sagte nur: „Doch, Lieber, in welcher weiten Ferne liegt das noch Alles! Bist Du Der, für den ich Dich halte, so findest Du vielleicht Mittel und Wege, auszugleichen und Das, was unmöglich scheint, auszurichten. So viel habe ich wohl gemerkt, daß der Prozeß, weshalb mein Vater nach Italien ging, die Wendung nicht genommen hat, welche er hoffte; bist Du also nicht reicher als der Marchese, so wird mein

Vater Dir immer feindlich bleiben, abgesehn davon, daß er jener alten Figur schon sein Wort gegeben hat."

Wir träumten und schwärmten, und nach vielen heitern und ernsten Gesprächen fragte ich endlich: „Nun, liebstes Kind, was meintest Du neulich mit Deinem Wiklef und Huß?"

Sie lachte heftig und sagte nach einer Pause: „Verzeih, daß ich Dich vielleicht verletze. Aber schon am ersten Tage kam es mir possirlich vor, daß Du meine Schwester Jenny zur Proselytin machen und ihr die Schönheiten der deutschen Literatur klar machen wolltest. So gut und lieb das Kind ist, so hat sie doch niemals große Lust an Büchern gehabt. Wir konnten auch dem Gesner, ob er gleich unser Landsmann ist und die Franzosen ihn sogar übersetzt haben, niemals Geschmack abgewinnen; noch weniger Euerm Hagedorn, Ramler, oder gar Klopstock. Wir hatten hier unter uns ausgemacht, daß die Deutschen, die zwar in ihrem Friedrich einen großen Feldherrn und König besaßen, sich doch keiner Dichtung rühmen könnten. Nun kamst Du feiner, gutgekleideter, sprachseliger Schwärmer hier an mit Dei-

nen deutschen Büchern. Ich sprach, ich zankte, ich kämpfte für meine Franzosen, bei denen mir, trotz ihrer gebildeten Sprache, immer die Zeit herzlich lang geworden war. Eure Lektüre fing an, und ich hörte aus der Ferne zu, oft nur im Durchlaufen, einzelne Verse, Worte, Stellen. Was ich hörte, war so, wie ich noch nie etwas Aehnliches vernommen hatte. Und Dein Feuereifer! —"

„Fahre fort," sagte ich, mich in ihren schönen Augen spiegelnd.

„Ja wohl, sagte sie erröthend, war es wunderbar, daß Huß anfangs die Schriften des Wiklef nicht lesen wollte, daß er sich mit dem größten Abscheu von ihnen abwendete, und nachher seine Bewunderung derselben und seinen Feuereifer nicht anders sättigen und kühlen konnte, als daß er sich für dieselben Lehren auf dem Holzstoß verbrennen ließ, die er erst verflucht hatte. Man hüte sich vor dem Haß ebenso sehr, wie vor der heftigen Liebe, denn wie oft ist er nur eine verhüllte Liebe, die sich selbst noch nicht kennt. In der Nacht stahl ich meiner Schwester die Bücher, die sie las, ohne sie zu verstehn, und — —"

„Was ist Dir?“ fragte ich besorgt, denn ich sah, wie das heitere Wesen plötzlich so heftig weinte, als wenn es sich in Thränen auflösen wollte.

„Laß mich, Ferdinand, sagte sie, denn mir ist so wohl, so unbeschreiblich wohl. Ich hatte nicht gewußt, es nicht für möglich gehalten, daß so Etwas in dieser Sprache, mit diesen Gefühlen sich für Poesie ausgeben dürfe, als Dein geliebter Göthe mit den wundersamsten Lauten in die Seele flößte, die unter der Last dieser Wonne, in diesem höchsten Leben oder Sterben sich vor Freude, Sehnsucht und Wehmuth auflösen wollte. Hat die Welt schon je dergleichen gehabt, wie diese Lieder? Hatte die Natur mich oft gerührt, die Sonne, die Alpen, das Flüstern der Büsche im Abendroth, wenn die hohen Gebirge glühten und ihr Funkeln herüberblickte — dämmernd, ungewiß, wie Morgennebel waren wohl Ahndungen ähnlicher Art in mir aufgestiegen, wie ich nun hier in Form, Gestalt, im allersüßesten Laut vernahm, und mir wiederholte und immer von neuem wiederholte, bis ich alle diese Lieder auswendig wußte. Und dann dieser Götz, diese Masse, diese Fluth von Gestalten und Empfindungen, so unendlich

verschieden, so viel und vielerlei, und in dieser erhabenen Wehmuth fest gehalten: dieser Werther, ein einziges Werk, eine Offenbarung, als wenn das reinste Herz der Liebe und Gebirge und Wald ein und dasselbe wären. — Verzeih mir, ich muß lachen, male ich mir wieder das Bild aus, wie trocken meine Jenny vor diesen Blättern saß; sie hätten ebenso gut chinesische Zeichen enthalten können. Und Du daneben! So begeistert, so gutmüthig erklärend, so unermüdet, den Sinn, der sich ja niemals in Worte fassen läßt, ihr mitzutheilen und ihr todtes Innere aufzuschließen. — Ohne daß ich es wußte und bemerkte, glitt meine unsterbliche Liebe von dem einzigen Dichter auf seinen Erklärer hinüber. Es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes, als ein edles Gemüth, das in jugendlicher Begeisterung keine höhere Aufgabe kennt, als Das, was sein berauschtes Herz ganz anfüllt, Andern, die es zu lieben wähnt, mitzutheilen, und sie derselben Seligkeit theilhaftig zu machen, in welcher es selber schwebt.

Sich so unterzuordnen, ohne Altklugheit und Kritik nur den Ausdeuter des Propheten und der Offenbarung zu machen, nie mäkelnd, nie kalt, nie

darauf denkend, im Bewundern des Vergötterten einen Theil der Bewunderung auf sich selbst hernieder zu ziehn — diese kindliche Inspiration, oder wie soll ich es nennen? gewann Dir mein ganzes Herz.

Oft waren Deklamatoren, Improvisatoren und kritische Bewunderer in unserm Hause gewesen. Wenn ein solcher aufgeblasener Begeisterter Verse von Racine oder Corneille hergepoltert und geprustet hatte, so lag immer in dieser Schaustellung die Andeutung, daß die Dichter nun erst durch diese Anstrengung, Herablassung und mächtige Erläuterung dieses tiefsinnigen Bewunderers geadelt würden. Wenn ein Italiener mit den aufgehobenen Fingerspitzen über den Kopf, als wenn er eine Prise Spaniol schüttelte und verarbeitete, ein Sonett seines Petrarka herschluchzte und donnerte, so hatte ich immer ein Mitleid mit diesem Sänger der Liebe, dessen künstliche Anstrengung durch diese wunderliche Begeisterung lächerlich gemacht wurde.

O Du Deutscher! Soll ich mehr Dein gutes Gemüth, Deine Unbefangenheit oder Pedanterie bewundern? Du hörtest, Du sahst mich nicht, Du nahmst Alles, auch das Tollste, was ich sagte, für baaren

Ernst, und strafteſt mich, wenn Du keine Worte mehr finden konnteſt, mit Blicken, die Verachtung meines geringen Weſens hinreichend ausdrückten. Ich gewann Dich mit jedem Tage lieber, Dein Göthe ward mir immer leuchtender und in ſeinem unendlichen Geheimniß immer verſtändlicher; aber ich hütete mich wohl, Dich davon und von meiner Umwandlung etwas merken zu laſſen. Du hätteſt glauben können, ſo ſprach mein Eigenſinn, daß meine Bewunderung Deines Dichters Dein Herz beſtürmen ſolle. Ich war zu ſtolz, und wendete Alles an, mich nicht zu verrathen. Warſt Du doch ſo ganz eins mit Deinem Dichter, daß es Dir wohlthun mußte, wenn ich ihn lobte und pries, da ich ſah, wie viel Dir daran lag, Jenny, die keines Glaubens fähig iſt, zu bekehren.

So, mein geliebter Neffe, waren wir eins geworden. Es thut mir unendlich wohl und ſchmerzt mich zugleich, alle dieſe Erinnerungen zurückzurufen. Alle jene ſeligen Tage treten mir nahe und grüßen mich wehmüthig.

Ach! ich hatt' es doch einmal,
Was so köstlich ist;
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Nach vielen Reden, Planen, Zweifeln beschloß ich endlich, mich an den Oheim in Rolle zu wenden, der gut und weich war, und mit seinem heftigen Bruder nichts weniger als einverstanden, daß Rosa an den alten abgelebten Marchese verschleudert werden sollte.

Rosa ging zum Besuch zu ihm, unter dem Vorwand, eine Cur zu brauchen. Unter seinem Schutze wurde sie mir vermählt, und die Ehe wurde geheim gehalten, selbst die Mutter wußte nichts davon.

O, ihr paradiesischen Tage und Wochen! — Neffe, die ganze Erzählung dieser Geschichte hat mich unendlich bewegt. —

Ich will fortfahren und beschließen und doch gehört Muth dazu, ein eiserner, um mein Herz zu zwingen, das noch jetzt, so alt ich bin, in Wehmuth zerfließen möchte.

Ich mag nicht weitläufig mein Unglück beschreiben, lieber Neffe. Seltsam genug, daß ich mich zu dieser Erzählung habe hinreißen lassen.

Die Vorwände, die den Aufenthalt Rosa's in Rolle verzögerten, waren endlich vom gutmüthigen Oheim erschöpft worden. Sie mußte zurückkehren und ich begleitete sie.

Der herrliche See, die Aussicht von Nyon im schönsten, klarsten Wetter, Alles erschien mir trübe, grau und farblos. Je näher wir der Heimath kamen, je schwerer wurde mein Herz.

Welch Gefühl der Mutter gegenüber! Aber wie ward mein Sinn verwirrt, als am folgenden Tage Lidie verschwunden war. Sie war mit jenem Freibeuter entflohn, der doch Mittel gefunden hatte, sie wiederzusehn und ihre Leidenschaft von neuem zu entzünden. Ich erschien mir, mit meinem drückenden Geheimniß, nicht besser, als jener verwilderte Mensch, den ich immer so tief verachtet hatte.

Der Vater kam zurück. Ein heftiger Charakter, der über Alles zürnte, und sich selbst von Kleinigkeiten bis zur Wuth entflammen ließ. Ihm, der nie die Vernunft hörte, sollten wir uns entdecken.

Was konnte es mir helfen, daß ich unabhängig lebte, Vermögen besaß und der Sprößling einer alten, nicht unbekannten Familie war? Auf den milden Oheim hatte alles dies gewirkt, als er unsere Liebe und Leidenschaft sah, der Unbändige nahm auf nichts Rücksicht. Er tobte und wüthete, und sein gewöhnlicher unvernünftiger Zorn war noch heftiger, da er jenen Prozeß verloren und dadurch viele Einbußen erlitten hatte.

Rosa ward eingesperrt, mir der Zutritt verweigert, auf einen schmerzlichen Brief von mir ward keine Rücksicht genommen. Ich suchte in Rolle Trost und Hülfe, und wollte die Gerichte zu Hülfe rufen, oder meine Gattin durch List oder Gewalt aus dem Hause des Vaters entführen. Wir sprachen, beredeten viele Pläne und hörten den Rath manches Rechtsgelehrten.

Wir hatten uns vorbereitet. Der Oheim begleitete mich. Als wir ankamen, war das Haus verschlossen. Haus und Gut war eilig und unter dem Preise verkauft worden, die Familie war abgereist, keiner der Nachbaren wußte, wohin.

Mein Schmerz warf mich auf das Krankenlager.

Wochen, Monde vergingen. Der Alte pflegte mich, als wenn ich sein Sohn gewesen wäre. Als ich meine Besinnung wiedererlangt hatte, war ich so schwach, daß mir Alles, was mir begegnet war, nur wie ein Traum erschien. In diesem Schattenleben durfte es der liebe Pfleger wagen, mir den Inhalt eines Briefes mitzutheilen, den er seitdem heimlich von der Mutter erhalten hatte. Sie wagte es nicht, den Zorn ihres Gatten fürchtend, den Ort, wo sie lebten, zu nennen — aber Rosa war in Gram und Verzweiflung gestorben und der alte Marchese hatte sich mit Jenny vermählt; Lidie und ihr Entführer waren zum väterlichen Hause zurückgekehrt und hatten Vergebung gefunden.

Ich hätte sterben mögen. Aber jene Dumpfheit aller Lebensgeister rettete mich.

Der Mensch übersteht Vieles. So groß mein Schmerz war, so denke ich doch gern an jene Wochen, die als die schönsten meines Lebens leuchteten.

Der Neffe an den Onkel.

Begriffe ich nur das Leben der meisten Menschen, die doch auch glücklich und zufrieden sind, ja viel zufriedner, als ich! Man kann nicht immer Natur und Kunst, Liebe und das Edelste der Welt in allen Stunden in sich aufnehmen, es verstehn und würdigen: aber wer auch keine Sehnsucht darnach hat, und also den Versuch auch niemals anstellen kann! Wie man sich so ruhig sagen kann: das Alltägliche, Niedrige, Gemeine ist unsere Bestimmung! Was darüber hinaus schlägt, ist Schwärmerei, und wird früher oder später Laster und Bosheit! — Und so leben und sterben doch die allermeisten Menschen. Denn jene süßlichen Heuchler und empfindsamen Wortverdreher will ich nicht erwähnen, die immerdar lügen und schlimmer als jene Gemeinen und Erbärmlichen sind. — Ja, wohl hat das Leben einen kläg-

lichen Anblick, wenn man sich nach der Mehrzahl der Menschen ein Bild davon machen will. —

Ich bin auf meiner seltsamen Pilgerfahrt bis an den Rhein vorgerückt. Sie erhalten, wie Sie sehn, diesen eiligen Brief aus Straßburg, das ich morgen wieder verlasse.

Wo hätte ich ihrer nicht gedacht? Mein Leben, meine Liebe zu ihr und meine Liebe zu Göthe sind mir so in Eins verwachsen, daß es mir schwer wird, Eins vom Andern zu trennen. Und wozu auch? Wo ich seine Gedichte aufschlage, besonders seine früheren, die mir nun einmal die liebsten sind, tritt mir ihr Bildniß unmittelbar entgegen: ich fühle ihren Athem, die Berührung ihrer schönen weißen Hand.

Es gibt keine Wahrheit, als die Liebe, und es gibt nichts, über das es sich der Mühe verlohnt zu lachen, als die Liebe: Thränen und Schmerz weissagen auch nur von ihr, — darum — —

Nicht wahr? Diese Gedankenstriche und was sie für den Wissenden verschweigen, enthalten im Grunde Alles, was uns Aesthetik und Religion sagen können. Auch wohl die Philosophie, wenn sie die ist, die ich

dafür halte, und die die Philosophen noch so wenig gesucht haben.

Ich bin aufgeregt. — In Frankfurt, welches mir keine angenehme Stadt ist, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als das Haus aufzusuchen, in welchem Göthe seine erste Jugend durchlebt hat.

Das Haus auf dem Hirschgraben ist nicht so groß, als ich es mir gedacht habe. Was mir aber noch mehr auffiel, ist die geringe Höhe der Zimmer. Mich drückt nichts so nieder, als eine Decke, die sich nicht genug erhebt, und es ist sonderbar, daß der verständige und ehrgeizige Vater bei seiner Verbesserung nicht etwas mehr in die Höhe gebaut hat. Aber freilich war er wohl auch nicht frei, da er mehr besserte, als baute.

Mit welcher Andacht habe ich das Zimmer des damals jungen Göthe besucht. Es geht in den Hof und die Aussicht ist beschränkt. — Im Grunde bemitleide ich alle die kalten, unfähigen oder altklugen Menschen, die meine Begeisterung für diesen Genius nicht theilen, — denn, wie viel entbehren sie! Ueberhaupt, wer nicht mit vollem Herzen bewundern kann, wie arm ist der! — Und hier gilt es nicht

einen Griechen, dessen Umgebung sich nicht wiederfinden läßt, keinen Shakspeare, von dem wir wenig oder nichts wissen: sondern einen geliebten Landsmann, von dem die Spuren und Fußstapfen noch deutlich reden, der noch lebt, von dem wir so viel, wenn wir nur wollen, erfahren können. — —

Ich schwärmte im Badenschen. Ich lernte Eberstein, Eberburg, die Reviere von Baden und den herrlichen Schwarzwald kennen. In meinem Vaterlande habe ich solches Grün, so üppige Vegetation, diese Kastanienbäume noch niemals gesehn, wenn ich nicht das edle romantische Heidelberg ausnehme.

Ich ging nach Straßburg, und las oben auf dem Münster Göthe's Namen. Hier war mir Alles wichtig, bedeutsam und erhebend. Hieher waren meine Jugendträume immer geschwärmt. Und es ist wahr, lernt man die Umgebung kennen, in welcher sich ein Liebling unserer Seele aufgehalten hatte, so wähnt man, diesen genauer kennen zu lernen und ihm näher zu kommen. —

Nach Drusenheim und Sesenheim führte mich nun mein Weg. — Gibt es schon eine ähnliche Lebensbeschreibung, als die Göthe von sich gegeben hat?

Alles eben so frische Farbe, als sicherer Umriß. Wie heimlich lieblich, wie zart und blühend, ohne Affektation und Weichlichkeit ist Alles, was er von Friederiken, diesem Sesenheim, ihrer Familie und Umgebung schreibt!

Zwar der Weg dahin dünkte mir nicht so reizend, als Göthe ihn malt. Mag die Gegend an Bäumen verloren haben, mag der Krieg während der Revolution (und bei Sesenheim selbst ist ein Treffen vorgefallen) Vieles umgestaltet haben, aber der Elsaß, so schön er ist, ist es nicht so auffallend in der Nähe des Rheins. Beide Ufer, das deutsche wie das fränkische, sind hier dürr und nicht glänzend grün. Mir, der ich so eben aus den paradiesischen Umgebungen von Baden-Baden kam, fiel dies noch mehr auf. Und so ist die Gegend am Rheinstrom fast allenthalben auf der deutschen Seite schöner.

Nach Drusenheim führt eine gute Chaussée. Die Dörfer scheinen nicht wohlhabend. Bald hinter Drusenheim beugt der Weg, die Chaussée verlassend, links ab, und man kommt über grüne Wiesenwege nach dem abseit liegenden Sesenheim. Das Dorf ist groß und hat ein gutes Haus, welches einem Ver-

walter, oder Maire, oder dem katholischen Geistlichen zugehören mag. Die Schenke ist eng, schmutzig und jetzt so ohne Vorrath, daß ich mehr als genügsam sein mußte.

Nicht wahr? Sie haben sich auch das Haus des Predigers, wie Göthe es so bezaubert schildert, etwas abseit liegend gedacht, vorn einen kleinen Wiesenplan, Wirthschaftsgebäude und Stall mit einem etwas eingesunkenen Strohdach, wie uns holländische Bilder, oder auch manches Gebäude unsers Vaterlandes zeigt? — So ist es aber nicht.

Dicht an der Schenke, gegenüber vom Kirchhof, der ohne Mauer, flach und traurig mit seinen Kreuzen daliegt, ein kleines, unansehnliches, gelb angestrichenes Haus. — Ich fragte einen langgewachsenen, alten Mann, der dort ging, und er sagte mir, er sei der zeitige Prediger des Orts und bewohne das nämliche Haus, welches noch ganz dasselbe, unverbessert und unausgebaut sei, wie es jene Predigerfamilie in Göthe's Jugendzeit bewohnt habe.

Ich war erstaunt. Die Revolution, die Kriege, der Befreiungskrieg, Kosaken, die unten die Wand eingeschlagen und aus dem Studirzimmer einen Stall

gemacht hatten — dies war wiederhergestellt worden, aber das Haus selbst noch so wie damals, mit allen Wänden, Zimmern, und kein Plan von Göthe oder einem Andern zur Erweiterung der Wohnung ausgeführt.

Ich betrat die Zimmer, wie ein Heiligthum. Alle, unten wie oben, eng und klein. Nicht zu begreifen, wie irgendwo die Gesellschaft, die Tischgenossen unterzubringen gewesen, oder wo gar jene Tanzpartien stattgefunden, die uns Göthe so anmuthig schildert. Es sind unten wie oben nur wenige Zimmer. Die Bank noch vorn, an der Seite des Hauses. Die Laube, wie mir der alte Pfarrer sagte, ist von ihm etwas abseits gelegt worden. Der Hof war, die Schuld der jetzigen Wirthe, schmutzig, und der Garten ist ebenfalls nur klein und ohne Schmuck und Ordnung.

Gewiß war Alles erfreulicher und schmucker, als Göthe hier war, denn damals hatten die Geistlichen noch den Zehnten und waren also viel wohlhabender. —

Sie, — sie, — die Einzige war hier gewesen und hatte dem Pfarrer eine Karte zurückgelassen. Ich fand auch einige Blätter von Engländern, die

aus Verehrung unsers Dichters eine Wallfahrt hieher unternommen hatten.

Wie es so wunderlich mit allem Menschlichen geht, mit so Vielem, das uns lieb und werth ist! Glauben Sie wohl, daß es mich gewissermaßen gereut, daß ich Sesenheim besucht habe? Zwar nicht gereut, der Ausdruck paßt nicht. Aber eine unpoetische Wehmuth erfüllt mich, daß Alles dort so anders, so ganz anders war, als meine Phantasie es mir, nach der unvergleichlichen Schilderung unsers Dichters, vorgemalt hatte. Denn diese Schilderungen in seinem Buche von diesem Theile seines Lebens, die Darstellung dieser Gegend und jener liebenswürdigen Familie, daß süße Licht, das Alles magisch umspielt, diese liebevollen Töne, die so ungesucht sich dem Erzähler bieten, und die uns so heimathlich einführen, daß wir uns dort als lang eingewohnt befinden — alles Dies hat sich in der jetzigen Wirklichkeit mir zu wenig erfüllt.

Die Wälder hier herum sind sehr gelichtet, so daß die Gegend gewiß dadurch ihr Charakteristisches zum Theil verloren hat. Eine Bank hat der alte

Prediger, der jetzt jenes Haus bewohnt, Friederikens Ruh getauft, sowie es damals eine solche Stelle gab, die so genannt wurde. Aber, wie gesagt, der Himmel ist drüben, in der Nähe des Schwarzwaldes, glänzender, die Erde und die Bäume grüner, die Vegetation üppiger und Alles poetischer.

Ich hätte beinah Händel gehabt. In einem gewissen Mismuth fuhr ich nach Straßburg zurück, und bestieg, obgleich es schon finster wurde, noch einmal den Thurm des Münster. Auf der Wendeltreppe, die nicht gar breit ist, begegnete mir im Dunkeln von oben herab Jemand. Ich räusperte, um ihn aufmerksam zu machen, damit wir nicht an einander stießen. Er, der Keinen vermuthen mochte, gab auf das Zeichen nicht Acht, obgleich ich, indem ich hinaufstieg, zu sprechen anfing. In demselben Augenblick aber stießen wir schon, weil er durchaus nicht auswich, hart auf einander. Seht, den groben Menschen! rief eine jugendliche Stimme. — Mein Herr, sagte ich, wer Sie auch sein mögen, Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, daß Sie auf mich stießen, da

Sie weder still standen, noch auswichen, so viele Zeichen ich auch gab. — Ein Wort gab das andere, er sprach auch von jungen, unhöflichen Leuten, ich erwiederte eben so, und es war lächerlich, daß zwei Menschen, die sich weder kannten, noch sich unterschieden und sahen, im Finstern ein solches Zweigespräch führten. Ich nannte ihm endlich meinen Namen und es fand sich, daß wir in demselben Gasthofe wohnten.

Mit verdrießlichen Gefühlen bestieg ich meinen geliebten Thurm und gelangte auf die Plattform. Ich erwartete den Mond, ging hin und her und blickte auf die Stadt und ihre unzähligen Lichter hinab. Betäubend ertönte der Schlag der Glocke und ich stieg noch höher. In der feierlichen Einsamkeit vergaß ich endlich meinen einfältigen Streit und konnte mich den großen Eindrücken wieder ganz überlassen.

In solchen Momenten und Stimmungen verwandelt sich das ganze Leben, Vergangenheit und Zukunft in Dämmerung und Traum. Im Chaos und der Gestaltlosigkeit fühlt man ahndend den Reichthum des Geistes und ein wunderbarer Humor blitzt durch die

sanfte Wehmuth und ergreift hier und dort ein Gefühl, um es an das Licht zu ziehn und ihm Gestalt zu geben.

Lange träumte ich und phantasirte ich oben, indem der Schimmer des Mondes über der Landschaft lag. Aus allen Quellen der Natur sprang mir Frische, Wohlsein und liebliches Behagen und es war mir lieb und recht, daß das Leben ein Räthsel sei und mit allen seinen Bestimmungen an den Unsinn streife. War die Wehmuth der Liebe doch hin durch das ganze Netz geflochten und Sehnsucht und Freude hingen wie goldne Tropfen glänzend an den Fäden. Wenn man es weiß, daß es im gewöhnlichen Sinn der Menschen keine Freude gibt, daß die ächte mit dem wahren Schmerz verschwistert ist, so kann man sich über Vieles trösten.

Es gibt eine Laune, die unser Jean Paul gesucht und oft gefunden hat, die mit dem Wahnsinn spielt und ihn, wie ein Kind den Löwen, zähmt und zum Kameraden und hüpfenden Freund der lieblichen Thorheit macht. Wehmuth und Scherz springen sich liebkosend in die Arme und die Verzweiflung wird zum Schatten und zur Täuschung. Hat sich unser geliebe-

ter Freund Paul auf diesem Felde des Wunders ergangen, hat er die goldensten Traumblüthen gebrochen und in einem duftenden Strauß gebunden, so kehrte er dann immer wieder, leider, zur Altklugheit zurück, verzettelt die Wunderblumen und meint, er finde das höhere Leben, wenn er mit dem Traum auch die Wahrheit verloren hat.

Ich war glücklich, mein väterlicher Freund, indem so mein ganzes Wesen ein Andenken an Emilien ward, im weit gestreckten Schlummer der Natur, indem der Mondschein wie eine goldene Decke über das Bette des Kindes sich legte, war Emilie der süße Traum dieses All.

Als ich hinabstieg, war es schon spät. Ich wollte erst, nach meiner schwärmerischen Stimmung und Rausch, die Gesellschaft vermeiden, schalt mich aber selbst, daß ich der Schwelgerei des Gefühls nicht Einhalt thun wollte, und trat in das große Zimmer, wo Alles schon längst an der Tafel versammelt war. Schreiend, kreischend und verworren kamen mir alle diese unnützen Reden vor, indem sie gellend durch die beruhigte Einsamkeit meines Innern fuhren. Ich habe es oft schon empfunden, aus welchem heiligen Ge-

fühl die Karthäuser das Stillschweigen zur Regel ihres Ordens machten. Himmlisch ist die Rede des verständigen Freundes, das erröthende Geständniß der Geliebten, die ihr Entzücken in zarte Worte birgt; wundersam der Trost des Edeln dem Kranken und Leidenden, die Stimme des Retters der Verzweiflung — und dann der große Denker, der Dichter, die den Laut beleben und ihm die goldne Rüstung anlegen — aber diese gewöhnliche, unglückliche Berührigkeit der Zunge, die ein leeres Geräusch verursacht, wogegen das Baumrauschen und Bachflüstern heilig und religiös ist. Nicht nur der Gedanke wird erschlagen und das Gefühl zermartert, sondern ein Nichts, eine Thierheit schnattert und klappert nnd thut eine Armseligkeit kund, daß das vereinsamte Thier mit dem bebenden Laut, das so oft in Angst und Freude nach Sylben zu suchen scheint, mir gegen dieses menschliche Gebelfere ehrwürdig vorkommt. Freilich hätte ich in meiner erhobenen Stimmung oder Verstimmung nicht in den Rath der Verwirrung hinuntersteigen sollen. Die Rede des Tages flatterte wie ein eingefangener Rabe oder eine schwirrende Fledermaus hin und her und schlug mit klappernden Flügeln an Fenster und

Decke. Eine schreiende, hohe und hohle Stimme war meinem Ohr vorzüglich widerwärtig. Der junge, unreife Mensch wußte Alles, und besser wie die Andern, und am besten. Mein Aerger ward aber zum Grimm erhöht, als der Bursche, so auf die gewöhnliche Art, nun auch über Göthe raisonnirte und schwatzte und der Freude nicht genug haben konnte über die Entdeckungen, die er in den Werken des Meisters gemacht hatte, und von Fehlern, Schwächen, Widersprüchen redete und seines Unsinns kein Ende fand. Einige staunten ihn an, Andere sprachen nur schwach dagegen, aber mein Zorn erhob sich in meinem Innern, und wuchs immer größer, und endlich konnte ich mich nicht zurückhalten und endete das unsinnige Gerede mit den stärksten und empfindlichsten Zurechtweisungen.

Ich sah, daß nunmehr die Verständigen sich meiner Rede erfreuten, das munterte mich noch mehr auf, mit einem Wort, ich war ganz jung. Anfangs war der Schreier verduzt und sah mich mit großen Augen an, als ich aber hinzufügte, daß ich derselbe sei, dem er im Thurm schon lästig geworden, verlangte er, daß ich ihm wegen unsers unhöflichen Begegnens Rechenschaft geben und eine Entschuldigung sagen solle.

Es half nichts, daß ein Paar ältere Männer unsern Streit schlichten wollten, denn wir waren Beide zu sehr erhitzt, er auch im Zorn, daß ich ihn vor einer Gesellschaft gedemüthigt hatte, in welcher er der Sprecher gewesen war. Wir bestellten uns am andern Morgen. Die beiden ältern Männer erboten sich zu secundiren. Mir war es ganz recht, daß der Zufall mich ausersehen hatte, einem verdrießlichen Schwätzer eine Lehre zu geben.

Ich schlief ruhig, und als ich aufstand, um nach dem bestimmten Platz zu gehen, ward mir ein Billet gebracht, des Inhalts: mein Gegner habe unausweichlicher Geschäfte halben schon diese Nacht reisen müssen, ich werde ihn aber, wenn ich anders noch die Schweiz besuchen wolle, wie ich mir vorgesetzt, zu Basel oder Bern, Neufchatel, Lausanne oder Genf ohne Zweifel treffen, wo wir dann an einem dieser Orte unsern Zwist beilegen und schlichten könnten. — Die Sekundanten, denen ich dieses Blatt zeigte, lachten. Ungehindert konnte ich nun von Straßburg abreisen.

Der Onkel an den Neffen.

Ja wohl sieht die Wirklichkeit nicht immer so aus, wie wir sie in der Phantasie erblicken. Darum gibt es Menschen, und ich bin mit einigen gereiset, die niemals mit mir zu jenen Orten hin wollten, die ich wie eine fromme, heilige Wallfahrt betrachtete.

In England wäre ich mit einem Landsmann, mit dem ich durch einige Provinzen reisete, fast in einen heftigen Streit gerathen, weil er durchaus nicht nach Stratford am Avon wollte, das mir, wegen Shakspeare, als ein Heiligthum entgegenglänzte. Er vermied dergleichen Oerter, die durch große Geister berühmt worden sind, wieder als Pedant und mit kleinstädtischem Eigensinn.

Dort in Stratford trennten wir uns auch, Beide mit einander grollend, denn er wollte Alles in einer Stunde abgemacht wissen. Ich aber hatte mir vorgenommen, in dieser Geburtsstadt meines Lieblings einheimisch zu werden, und, ohne daß ich es wußte, wohnte ich schon neben dem Hause, in welchem er

seine Knabenzeit und erste Jugendjahre verlebt hatte. Wie oft war ich in den niedrigen Zimmern; das ganze Haus hat im Wesentlichen noch dieselbe Einrichtung wie vor dreihundert Jahren. Es ist zu verwundern, daß sich das schwache Gebäude so lange erhalten hat, da jenes größere, in welchem er nachher eigentlich lebte, nicht mehr steht, sondern durch Baulust eines spätern Besitzers, eines Geistlichen, eingerissen ward und ein anderes sich an derselben Stelle erhoben hat. Dieses Unglück, so muß ich es nennen, hat sich erst um 1750 ereignet. Der Eigenthümer muß den Dichter wenig gekannt und noch weniger geliebt und verehrt haben.

Die Kirche in Stratford ist schöner, als ich sie mir vorgestellt hatte. Ich brach einen kleinen Lindenzweig von dem Schattengange, der zum Tempel führt. Die Büste des Dichters ist so vortrefflich in ihrer Art, so sprechend ähnlich, das fühlt man, daß ein guter Bildhauer nach dieser eine musterhafte, für alle Zeiten geltende, machen könnte. Ich nenne jene alte, aus gemeinem Stein geformte, sprechend ähnlich, weil das Gesicht so gar nicht idealisirt ist, wie wir es nennen, wenn alles Leben und die Persönlichkeit,

und was wir am Menschen lieben, so ganz und völlig mit den bedeutsamen Lineamenten weggewischt ist. Die Büste Shakspeare's war ehemals gefärbt, mit braunen Augen und dünnem braunen Haar, das Wamms mit Gold verbrämt. Ein solches Denkmal, bescheiden der Architektur angefügt, ist um so sprechender und bedeutsamer, je näher es in Gestalt und allen Zufälligkeiten dem Mitbürger kommt, den die Stadt durch ein solches Standbild ehren will. Der Sinn unserer Vorfahren zeigte in solchen getreuen Darstellungen, die die Liebe zum Andenken hinstellte, mehr Verstand und Sinn, als das jetzt lebende Geschlecht gemeiniglich, aus mißverstandener Kunstliebe, anerkennen will. Ich bin oft gern vor diesen Bildnissen in so manchen Kirchen verweilt und freute mich unendlich auf das Denkmal dieses größten Dichters der neuen Zeiten. Aber wie war ich überrascht, als ich die Büste von oben bis unten weiß angestrichen fand. Einer der nüchternsten Editoren der unsterblichen Werke, Malone, der so viele schöne Stellen durch seine Erklärungen überstrichen und überweißet, aber nicht gelichtet hat, ließ sich bei einer Durchreise die Ausgabe nicht verdrießen, die zierliche Farbe, das

Individuelle zu zerstören, um das Bildniß, das, nach der Meinung anmaßlicher Kenner, mißrathen ist, durch ein unschuldiges Weiß der Kunst doch einigermaßen näher zu bringen. Wie gesagt, die Arbeit ist löblich und der große Mann tritt uns in diesem Kopf vertraut und freundlich nahe.

Ich beneide Dich auf Deinen Irrfahrten und lebte gern, so viel Schmerzliches ich auch erfahren habe, meine Jugend noch einmal. Jugend, Liebe, Poesie — die schöne Natur, die Dein bewegtes Herz versteht und fühlt. Du lebst in den schönen Morgenträumen, wenn im Frühling das Erwachen ebenso lieblich ist, als der süße Schlummer, am Fenster die Schwalbe zwitschert, der Baum mit den grünen Blättern frohsinnig in das Zimmer blickt, ein spielender Wind in den Blumenbeeten wühlt, und man in die Brust die erfrischende Kühlung der Luft einzieht; alles Jauchzen, Freundschaft, Verständniß!

Auf meinem alten Ritterschloß mußt Du bald mit Deiner Braut in den Saal eintreten, oder ich komme zu Dir, und sehe dort in der lieben Schweiz Dein Glück, und sehne und phantasire mich in meine Jünglingstage hinüber.

Der Neffe an den Onkel.

Jetzt bin ich seit einigen Wochen in der Schweiz und gedenke Emiliens, aber auch meines våterlichen Freundes lebhafter als jemals. Ja wohl, die Sorgen der Liebe, ihr Kummer, die stets wache Sehnsucht, die geflůgelten Tråume, die dem Jůngling folgen, alles dies ist wohl ein Glůck zu nennen, vorzůglich von so großer Natur umgeben. Was weiß doch der Bewohner der Ebne eigentlich von Luft, Licht, Nebel, Wolken. Alle diese Erscheinungen bleiben ihm unbedeutend, oder nur åußerlich, er lebt nicht mit und in ihnen, und nur dem Bergbewohner sind sie befreundete Göttergestalten. Hier sieht, fühlt und erkennt man, wie das, was die Menschen unten schönes oder schlechtes Wetter nennen, sich erzeugt und bildet; diese Wolkenmassen, die aus dem Walde dampfen, emporziehn, sich begegnen oder fliehn, oben im Azur feststehn wie Gebirge, führen gleichsam ein willkürliches Leben, sie sind Geschichte, Zusammenhang, Gedicht. Es sind Geister der Berge und Wålder,

und jeder Blick, der frei schweift, die Alpen hinaus, über den See, die Inseln trifft, die sich im Nebel aufthun, liest ein lebensinniges Gedicht, wovon der nichts erfährt, der unten in der Ebne bleibt.

Nur die Reisenden! diese Massen von gaffenden Engländern und Deutschen. Unzählige können die Natur nur auf den groben Effekt einer Dekoration ansehn, sie schlummern, sind gelangweilt, bis ihnen der Moment des Effektes don ihrem Führer oder Reisebuch angekündigt wird. Diese Menschen erleben keine Natur, für sie ist sie nirgend, und die Erquikkung, die sie etwa noch in ihr finden, gleicht der des Kaffeehauses und der Eisbude.

Ob wohl Geßner noch in Deutschland gelesen wird? Wie kann man hier gelebt haben und sich als solcher Undichter ankündigen? Er war mir immer die Nüchternheit selbst, und darum war er so leicht zu übersetzen, weil er gar nichts Deutsches, Vaterländisches nnd Poetisches hat. Er ist eine merkwürdige Erscheinung deshalb, daß er hier seine farblosen, tonlosen Blätter schrieb. In der Schweiz, wo diese Alpen stehn, diese Seen fluthen, diese Bergthäler duften und grünen, diese Wasserfälle springen! Man kann

keine Viertelmeile reisen, ohne eine andere Natur zu finden. Und wie verschieden die Sitten, die Trachten! Geht man in die alltäglichen Geschichten ein, wie viel Sonderbares, Wunderliches! Die Fata so Mancher, die sich verirrten oder verloren, der Kampf mit der Natur in der Einsamkeit, gegen Lawinen, Bergfälle, plötzliche Ueberschwemmungen. Dann, was Tradition und Geschichte von den Begebenheiten des Landes selbst aussagt, die großen Freiheitskämpfe, die Thaten einzelner Helden: Alles an das Wunder streifend; Alles, was geschehn mit der Großheit der Natur, mit Wald, Berg und Baum, mit den Dörfern und Städten in unmittelbarer Verbindung. Wohin man den Fuß setzt, eine rührende Erinnerung. Und dann die Berg-, die Wald-, die Strom- und Seemährchen, die im Lande verbreitet sind. Der Aberglaube, der hier nur oft Glaube an die Natur und Bekanntschaft mit ihren Launen ist, das Verstehn ihrer seltsamen Einfälle.

Berauscht kann man werden, wenn man sich diesen Gefühlen überläßt, aus jeder Felswand, aus jedem Baume, wohin man Gedächtniß und Phantasie richtet, steigen Gedichte und Erfindungen auf — und

dann ist Geßner, lange Zeit wenigstens, der berühmte Dichter der Schweiz gewesen! Worte und Redensarten, als wenn sie im schlimmsten Triebsande der Mark zusammengeronnen und geweht wären.

Dagegen — wo ich den edeln Johannes Müller aufschlage, quillt mir Gedicht, Kraft, Menschheit und die edelste Freiheitsgesinnung entgegen. Das, was man an ihm tadeln darf, hat neuerdings bei der jüngern Generation seinen Glanz verdunkelt, der aber für alle Zeiten dauern wird.

Hegner in Winterthur, den herrlichen Mann, habe ich kennen lernen. Sie machten mich zuerst auf sein schönes Buch, Saly's Revolutionstage, aufmerksam. Diese milde Weisheit sagt auch unsern stürmenden Gemüthern nicht zu, und das Buch, das uns Beiden eines der liebsten ist, die nur je geschrieben wurden, wird, so fürchte ich, wenig beachtet. Die Molkenkur ist durch ihren Humor wohl populärer geworden, und man muß wünschen, daß dieser biedere, ächte Mann, der so reich ausgestattet ist, noch öfter seine Stimme möchte hören lassen.

Es gibt Lebensmomente, die Jahre in sich enthalten. So war der Abend, als ich zwischen Aubonne und Lasarra die Alpen drüben sah, vom Montblanc die ganze Kette bis in das Berner Oberland und den Genfer See unter mir. Ich glaube, daß Tavernier Recht hat, daß, Constantinopel und Neapel ausgenommen, dies der schönste Punkt ist, den er auf allen seinen Reisen sah.

Ich schreibe Ihnen dies aus Luzern, dessen See ich auch beschifft habe und die Stätten der Freiheit besucht. Als ich auf dem kleinen Rütli stand, fiel es mir seltsam auf, daß an der Zusammenkunft unerfahrener Landleute hier das Schicksal des großen burgundischen Reiches hing, welches an dem Bunde, als eine große Tragödie, zerschellte, der hier zuerst besprochen wurde. Ich mag die schöne Geschichte Tell's mir nicht von Zweiflern wegdisputiren lassen, wenn ich auch eben keinen Helden in ihm bewundern kann.

Auch am See von Neufchatel habe ich mich berauscht. Am schönsten Abend war die größte Alpen-

kette ganz sichtbar und der See ein Smaragd. Die mittlern Gebirge waren mit ihren scharfen Kanten in Rosenlicht getaucht und Alles war wie ein seliger Traum.

Ueber Lausanne bin ich über Rolle, Nyon, Copet wieder nach Genf gegangen. Wie habe ich hier Ihrer und Ihrer Begebenheit und Leiden gedacht! Copet ist verwaiset; mit Rührung besuchte ich das Schloß und alle Säle, wo so lebendiges Leben rauschte', wo die interessantesten, die bedeutendsten Männer der Zeit sich um eine geistreiche Frau versammelten, der nichts fehlte, als Ruhe und ein stilleres Herz, um auch in Zukunft noch zu glänzen; denn dann wäre aus ihrer Befriedigung ein ganz anderes Talent erwachsen, als sie jetzt, mehr blendend, als wirkend zeigt. Was sie nicht in Leidenschaft denken, fühlen und verstehen konnte, verstand sie gar nicht, es war für sie nicht da. Manchem geht es so, ohne sich mit der Staël irgend vergleichen zu dürfen; und er verwechselt dann auch Leidenschaft mit Begeisterung.

Hier lebte Wilhelm Schlegel, mein verehrter

Freund, einige Jahre; hier ward Sismondi, Werner, Oehlenschläger, Friedrich Tieck gastlich aufgenommen. Von diesem steht unten im Bibliothek-Saal Neckers lebensgroße Bildsäule in Marmor, eben so geistreich, verständig, wie fleißig ausgeführt. Dieses Standbild muß nach meiner Kenntniß den Meisterwerken der neuen Kunst beigezählt werden. — —

In Genf habe ich denn auch unvermuthet meinen Duellanten wiedergefunden. Er erneuerte sogleich den Streit, und da ich eben auch nicht in der Stimmung war, zu weich nachzugeben, so haben wir uns von neuem gefodert und morgen soll die Sache entschieden werden.

Voltaire's Haus in Ferney hat mir recht im Gegensatz des großartigen Copet nur einen kleinlichen Eindruck gemacht. Mit welcher Rührung besuchte ich in Copet das Zimmer, in welchem mein geliebter Schlegel gewohnt, gesonnen und gedichtet hat. Ich habe längst meinen Eifer gegen Voltaire gemäßigt, dem leicht, wenn die übertriebenen Religiosen in ihrer verfolgenden Thorheit noch eine Weile fortfahren, wieder ein neuer Heiligenschein um die Zipfelperücke

wachsen kann: aber ich konnte es in Ferney in den kleinlichen Zimmern und Sälen, vor der armseligen Kirche, in dem kümmerlichen Orte selbst, zu keiner feierlichen Stimmung bringen. — Auch ist die Gegend hier nicht sonderlich schön, vollends wenn man an Copet denkt. —

Der Zänker, der mir ziemlich feige zu sein scheint, heißt Firmin, und ist eigentlich von italienischer Abkunft. Er soll in hiesiger Gegend erzogen und geboren sein, auch ein Gut in der Nähe besitzen. Er ist in Deutschland irgendwo in einer der vielen Anstalten gebildet worden, und hält sich auch darum für berechtigt, über Deutsche und ihre Autoren anmaßend abzusprechen. Die Sache wird, wie ich mir denke, für Keinen von uns gefährlich auslaufen.

Alles wohl erwogen, ist es eine Kinderei, die mir den Handel zugezogen hat. Der Aermste leidet nur an der Ambition, um derentwillen er die Sache nicht aufgeben darf, da er wegen seiner schnellen Abreise von Straßburg geneckt worden ist. Da ich mein Fechten nicht verlernt habe, denke ich ihm nur ein kleines Andenken zur Lehre zu geben; aber ich will

auch künftig klüger und vorsichtiger handeln, und nicht etwas zum Zank machen, was sich so wenig dazu eignet. Ist der Arme denn nicht schon dadurch arm genug, wenn er die Größe und Schönheit unseres Göthe nicht fühlt? Ihn deshalb verwunden? Wo man Mitleid fühlen sollte, dürfte der Haß wohl nicht aufkommen.

Lieber Oheim, ich wünschte, Sie hätten mir näher das Haus bezeichnet, in welchem Sie damals so viele Stunden verlebten. Nun sehe ich jedes größere und kleinere darauf an, und kann doch nicht mit Zuversicht eine andächtige Wallfahrt zu der Scene Ihrer Jugend anstellen. —

So eben ruft mich mein Sekundant ab. In einer Stunde melde ich Ihnen den Ausgang unseres Gefechts — und dann reise ich sogleich nach dem Constanzer See, um dort jede Hütte um meine geliebte Emilie zu befragen. Wenn meinen Irrfahrten ein Ziel gesetzt ist, wenn ich sie gefunden habe, so kehre ich zu Ihnen zurück — ob klüger? — glücklicher gewiß. Und doch würde ich undankbar sein, wenn ich mich nicht auch jetzt glücklich nennen wollte.

Der Mann ist ungeduldig — ich breche ab,

schließe aber erst, wenn ich Ihnen den Erfolg der Schlacht und wie Viele in jedem Heere geblieben sind, melden kann.

Ja wohl sonderbar und höchst sonderbar ist mein Leben, so unbedeutend es auch sein mag. Wie räthselhafte und doch liebliche Landschaft im Mondschein, fremd und wunderbar, und doch wieder, wenn man will, so gewöhnlich. So sind aber die schönsten Mährchen und Wunder. Doch, mein väterlicher Freund, ich muß mich sammeln, um so viel als möglich, Ihnen einfach und in der Ordnung zu erzählen. Vermag ich es nicht ganz, so wird der Inhalt mich bei Ihnen entschuldigen.

Als mein Sekundant, ein verständiger ältlicher Mann, mich auf den Wahlplatz führte, fand ich meinen Gegner schon dort, der seinen Beistand erwartete. Das Fleckchen war heimlich abgelegen, ein reizendes Gebüsch und kleine Wiese auf einer Anhöhe, von welcher man einen großen Theil des Sees übersah. In der Mitte des anmuthigen Platzes war eine schöne Buche, um welche eine Ruhebank angelegt war, die zum Sitzen einlud. Seitwärts war ein klei-

ner springender Brunnen, zierlich von Steinen eingefaßt und umgeben.

Ich mußte an Ihr Abenteuer denken, und ich glaubte, daß es dieselbe Stelle sei, die Ihr Leben entschied; um so mehr, da ich seitwärts ein großes Haus herschimmern sah, in edler Architektur. Ich ersann mir sogleich, dies sei die Wohnung von Rosa's Familie gewesen.

Aber wie ward mir, als ich auf jener behaglichen Bank unter der schönen Buche einen rothen Band mit goldnem Schnitt entdeckte, der mir freundlich, räthselhaft und wundersam entgegen glänzte. Es waren Göthe's Gedichte, die Emilie aus Tharand mitgenommen hatte, mein Exemplar, Ihr Geschenk. Ich eilte darauf zu, aber mein Gegner, den ich in meiner träumerischen Stimmung noch nicht einmal begrüßt hatte und der dem Baume näher stand, hatte sich des Buches schon bemächtiget. „Geben Sie mir mein Buch!" rief ich leidenschaftlich aus.

„Ihr Buch? sagte Jener; wenn es Ihnen gehört, wie kommt es hieher? Es gehört keinem, oder mir eben so gut, als Ihnen, da ich es gefunden habe."

„Mein Name ist vorn eingeschrieben! sagte ich

lebhaft, — und mir liegt Alles daran, dies Buch, welches mir verloren gegangen war, wieder zu besitzen.“

Er, ungezogen wie er war, wollte auf keine Einrede hören, und es entspann sich, außer unserm ehemaligen Streit, ein neuer Zwist. Ihm schien das Buch nicht gleichgültig, und Sie können wohl denken, wie wichtig es mir war, da es mir mehr als wahrscheinlich Emiliens Nähe beurkundete.

Alle meine Vorsätze, die Sache mit ihm leicht zu nehmen, waren in meiner Heftigkeit verschwunden. Als daher sein Sekundant erschien, ward unser Kampf sehr heftig: er war geschickter, muthiger und zeigte mehr Geistesgegenwart, als ich ihm zugetraut hatte; ich ward leicht an der Hand, er aber bedeutend an der Schulter verwundet, so, daß er sogleich den Degen mußte fallen lassen. Man führte ihn fort, und ich, nachdem ich meinem Befreundeten gedankt hatte, blieb allein auf dem Wahlplatze zurück.

Im Schmerz und seiner Betäubung und halben Ohnmacht hatte der Ungezogene das Buch nicht weiter beachtet. Ich hatte es also jetzt erobert. Ich setzte mich unter die flüsternde kühlende Buche, nahm

meinen Schatz und küßte ihn, als wenn es meine Geliebte selber wäre.

Wie rührend, erschütternd, mit unbeschreiblicher Kraft blickten mich jetzt in der Einsamkeit die Worte und hellen Gedanken meines geliebten Dichters an, wie ich hie und dort die Blätter in der Einsamkeit aufschlug. Ihr Auge hatte ja jedes dieser herrlichen Worte getrunken, ihre Seele hatte sich an diesen Reimen erquickt, sie hatte meiner dabei gedacht, und ihre Liebe war an diesen Tönen hinauf gerankt und gewachsen, wie die Rebe an der Ulme. Sie hatte Einiges mit der Bleifeder leicht angestrichen, und immer waren es die Stellen, die ich am meisten liebte, die ich alle auswendig wußte. Wie begierig suchte ich sie auf, blätterte, las wieder, verlor mich so ganz in diesen Gedichten, ward zerstreut, gedachte meiner Emilie, und hatte so, ohne es zu wissen und zu bemerken, in drei oder vier Stunden das ganze Buch durchgelesen.

Ich war ermüdet, betäubt, wie im Traum. Wen sollte ich anreden? Von wem sollte ich Emiliens Aufenthalt erfahren? Ich wähnte immer, sie selbst müsse ganz nahe sein, habe noch vor kurzem hier an dieser

Stelle in ihrem Lieblingsbuche gelesen, es vergessen und würde wiederkommen, um es zu suchen. —

Ich war ermüdet. Der Abend nahte. Ich stand auf, um mich durch Gehen zu stärken und zu ermuntern. Ich wandelte, entfernte mich aber nie so weit, daß ich nicht den Brunnen, die Buche und die Ruhebank im Auge behalten hätte.

Niemand kam. Immer einsamer ward die Einsamkeit, die Stille immer stiller, so daß das leise Rauschen des Sees deutlich zu mir herauftönte. Jetzt war ich schon heimisch auf diesem kleinen Fleck und kannte jeden Baum und Strauch. Die Sonne nahm Abschied von der Erde und die Berge erglühten, dann standen sie in grauer Farbe, verscheidenden Greisen ähnlich, endlich erloschen auch die Umrisse im Abenddunkel.

Ich konnte unmöglich zur Stadt zurückkehren, obgleich die kleine Wunde, die nur leichthin verbunden war, zu brennen anfing. Ich ließ den klingenden Strahl des Brunnens über die Hand fließen, und träumte mich nun, fest von der Wirklichkeit des Ortes überzeugt, in Ihr Jugendgefühl zurück, als Sie damals hier unter den heftigsten Schmerzen die

Geliebte in Furcht erwarteten und Rosa endlich wirklich erschien. O Emilie! seufzte ich, wo weilest du, daß meine Sehnsucht, die Kraft meines Herzens, die Innigkeit meines Denkens und Wünschens dich nicht wie mit Zauberbanden unwiderstehlich hieher zieht? Sollte deine Liebe nicht meine Nähe ahnden?

Den Band der Gedichte trug ich am Busen. Es war keine Helle mehr, um lesen zu können, da ich aber die schönsten auswendig wußte, sagte ich mir im Innern die Gedichte her und wiederholte sie in tiefer Sehnsucht. So kam der Mond herauf und schwamm tanzend auf dem See, sein Licht küßte die Ufer und Bäume und Häuser jenseit, das Gras um mich leuchtete, wie Smaragd funkelten die bewegten Blätter der Buche. Mein Auge versenkte sich trunken in all die Traumwelt und erwartete kleine Geister herbeischlüpfen zu sehn, die mir endlich, endlich Kunde von ihr brächten.

Ich taumelte auf die Bank und lehnte mich an die Buche, die mir schon wie ein alter Freund geworden war. Von Allem, was vorgefallen, ermüdet, schlossen sich unvermerkt meine Augen, so sehnsüchtig schwer, so liebesmatt, so traumdurstig, als wenn

der goldene Mondschein sie zugedrückt hätte. Anfangs vernahm ich noch das Plaudern des Brunnens und das Rieseln der Buchenblätter, zuweilen einen Ruf, wie vom See herüber und das Plätschern eines Fischerkahnes. Dann kam der Traum und verschloß die Thür und drehte sie hastig um, die nach der Wirklichkeit führt, um mich in den Saal zu bringen, wo alles Spielzeug der Phantasie aufgehäuft liegt und muthwillige Kinder springend und singend die bemalten Decken ausbreiten. Diesmal sprangen keine Kobolde in den Frühlingsgesang meiner Gefühle. Alles war Harmonie und Sehnsucht.

Nicht von ihr träumt' ich, sondern von meinen Kinderjahren. Ich war wieder ein Knabe und wandelte der Nachtigall nach durch den dunkelgrünen dichten, stillen Wald. Da trat aus dem Stamm einer alten Eiche, die schwarzgrün von Zweigen bis zur Erde bedeckt war, wie aus einem Zelt, eine hohe Frauengestalt aus der laubigen Umgatterung. Ich war ob ihrer Schönheit entzückt und ein stilles Grauen bemächtigte sich doch meiner. Sie öffnete die rothen Lippen und fragte mich mit herzdurchdringendem Ton: ob ich den Schatz heben und nehmen wolle, den kost-

barsten, den es auf dieser Erde gäbe? Ich hatte erst nicht den Muth, Ja zu sagen, so sehr meinem Herzen auch danach gelüstete. Endlich faßte ich ihre weiße Hand und bat sie, mich zu ihm zu führen. Wir schwebten weiter, und ich fühlte die Erde nicht unter mir. Ihre Kraft hob mich höher und immer höher und die Zweige des Waldes, die Wipfel der Bäume berührten und streiften mein Haupt. Plötzlich ließ sie mich los, ich erschrak, fiel nieder und erwachte. —

Und vor mir stand übermenschlich groß dieselbe schöne weibliche Gestalt, noch schöner und furchtbarer. Der Mondschein glänzte durch ihre Locken und ich konnte ihr Gesicht nicht unterscheiden. Ich glaubte, ein zweiter Traum beginne.

Sie haben auch wohl die Erfahrung gemacht, daß, wenn man in der Dämmerung plötzlich erwacht, die Person, die zufällig da steht, uns riesengroß erscheint. — So war denn auch die in meinen Schlummer Einschreitende eine Sterbliche. —

Lieber Oheim! — woher kam mir die Geduld, obgleich die Sache sich schon vorgestern zutrug, Ihnen Alles so umständlich auseinanderzusetzen? — Wirk-

lich war die Gestalt Emilie, meine Emilie. Sie hatte das Buch vermißt, war überzeugt, daß am einsamen Abend ihr Niemand begegnen würde, sie hatte das theure Kleinod wieder suchen wollen, und hatte das Buch und mich gefunden. Sie war erstaunt, einen Schlafenden unter ihrem Lieblingsbaum zu finden.

Ein Schauer, wie bei einer Geistererscheinung, hatte erst mit bangem Frösteln mein Erwachen begleitet. Ich fuhr auf. Sie stand vor mir und wich schnell auf die Seite. Nun fiel das volle Mondlicht auf ihr Antlitz und ich erkannte sie sogleich. Emilie! rief ich entzückt; jetzt ward ihr mein Wesen deutlich und wir umarmten uns.

Dies hatte die fremde Gegend, das plötzliche Wiederfinden, Göthe und der Mondschein so natürlich und einfach herbeigeführt, daß wir uns nicht verwunderten, denn sonst hätte ich wohl noch lange nach dem Kusse dieser süßesten Lippen aussehen mögen. Ja, der Mondschein hat sie mir geschenkt und zugeführt, er, der Mond hat mich, seinen getreuen Freund und begeisterten Lobredner, so belohnt. Auch habe ich schon einige Lieder an ihn gedichtet, die ich Ihnen hier nicht abschreiben mag.

Sie lebt mit dem Oheim hier, bei einer Tante, die sie zu besuchen gekommen sind. Ich erzählte ihr kurz von meinen Wanderschaften, von meinem Suchen nach ihr, von ihrem Namen, den ich oben im Fichtelgebirge und unten in Sesenheim nahe am Rhein wiedergefunden hatte.

Sie erwiederte. Denken Sie, der ungezogene Mensch, den ich heut bestraft hatte, ist der Sohn der Tante, bei welcher sie jetzt lebt. Er liegt krank an seiner Wunde im Hause, und dies war die Ursache, daß meine Emilie nicht früher nach dem Baume kam, um das verlorne und vergessene Buch zu suchen. Sie hatte den ganzen Vormittag unter diesem Baume, ihrer Lieblingsstelle, gesessen und gelesen. Abgerufen, hatte sie in der Eil den Band, eben weil sie ihn so sehr liebte, liegen lassen. Wir vergessen und verlieren nur, was uns völlig gleichgültig oder sehr theuer ist, für das Mittelgut haben wir immerdar die mittelmäßige Aufmerksamkeit, und darum bleibt uns dergleichen auch immer.

Sie nahm von mir Abschied, indem sie mir sagte, daß sie hingehn wolle, um mit ihrem Oheim zu sprechen: ich möge sie an einer einsam stehenden

Linde erwarten. — So geschah es, ich sah sie in dem weißen Hause, das auf einem Hügel steht, verschwinden. — Lange harrete ich, endlich öffnete sich die Thür, und zwei Gestalten traten heraus, die sich zu mir bewegten. Sie war es, und der alte freundliche Oheim.

Eingeladen betrat ich die Schwelle des Hauses. Ich blieb zum Abendessen, ich versöhnte mich mit dem Verwundeten, und verweilte dort, weil es schon spät war und man mich in tiefer Nacht nicht nach Genf wollte wandern lassen. —

Ja, mein Oheim, die Jugend, die wichtigste Epoche meines Lebens, ist, so hoffe ich, beschlossen. Man ist mit mir einverstanden, Emilie, die Liebliche, Emilie, die Herrliche, ist mein, wenn Sie nicht etwa noch Einspruch thun, wie ich von Ihnen, mein Freund, mein Vater, nicht befürchte. —

Ahnden Sie nichts, Geliebtester? Ach! wie süß, wunderbar, herbe, ist der Traum des Lebens! Jetzt erst verstehe ich Ihren Humor, der mir zuweilen als zurückstoßend, bitter und menschenfeindlich erschien. Nein, lieber Menschenfreund, künftig soll uns nichts, auch nur auf Sekunden, von einander entfernen.

Schon jetzt liebt Sie meine Geliebte auf das zärtlichste. Ich muß ihr immerdar von Ihnen erzählen, auch die Tante und die Hausgenossen sprechen von Ihnen, wie von einem alten, ganz vertrauten Freunde.

Man begegnet sich, man trennt sich, man verliert sich. Das ist das Leben. Zuweilen findet man sich auch auf wunderbare Weise wieder. So geht es uns, so auch Ihnen. —

Mein Vater! meine Geliebte, meine Emilie ist Ihre Tochter. — Damals, als der Vater Sie so gewaltsam und grausam trennte, als Sie den Tod Ihrer Gattin vernahmen, war sie noch lebend und trug unter ihrem Herzen das Pfand eines neuen Lebens. Man wollte Ihnen aber alle Hoffnung nehmen, und darum zwang der tyrannische Vater seine Gattin, Ihnen jenen Brief zu schreiben, der so künstlich eingerichtet war, daß Sie glauben mußten, er sei ohne Wissen und Willen des Vaters abgesendet worden. Dieser war im Zorn unmenschlich, wüthend und rasend, daß Rosa bald einen Enkel gebären würde, den er schon haßte, bevor er noch das Licht erblickte. Rosa ward überredet, Sie wären gestor-

ben. Bald nach der Geburt des Kindes ward sie begraben; man erhielt sie in dem Wahn, daß Sie ihr jenseit erst begegnen würden.

Die Familie war nun ganz von Ihnen, Sie ganz von dieser getrennt. Keines vernahm etwas vom Andern. Hier hatte auch Niemand ein Interesse, sich aufzuklären, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen.

Der Ungezogene, der an seiner Wunde darniederliegt, ist ein Sohn jener Lidie, die Sie die kindliche nennen. Diese Lidie selbst ist eine häßliche, langweilige alte Frau; ihr Mann ist längst am Trunk gestorben. Das Haus, zu welchem ich jetzt gehöre, ist damals nur zum Schein verkauft worden, um Sie von jeder Spur zurückzuschrecken; die Familie gab es jenem wilden Firmin, der seitdem, als Sie das Land verlassen hatten, mit Lidien hier lebte, die den Raufer gebar und eine Tochter, jene, die ich in Tharand kennen lernte und die sich damals für die Schwester meiner Emilie ausgab.

Emilie mußte damals die Reise nach Hamburg machen, weil entferntere Verwandte auf eine Erbschaft Anspruch machten, die ihr anheimfiel. Jene

behaupteten, um ihr das Capital streitig zu machen, sie sei kein ächtes, in der Ehe gebornes Kind; und es ward dem Oheim nicht leicht, obgleich er mit allen Documenten ausgerüstet war, der Wahrheit den Sieg zu schaffen.

Jenny und ihre Mutter, der grausame Vater, jener Oheim in Rolle, alle sind längst gestorben. Aber, mein Vater, Ihr Sohn, Emilie, Ihre Tochter, rufen jetzt zu Ihnen hinüber. Sie sind nicht so krank und schwach, daß Sie nicht diese Reise sollten machen können. Unser Oheim hier, der damals ein junger Mann war und sich Ihrer deutlich erinnert, vereiniget seine Bitten mit den unsrigen. — Nun Sie meinen Brief empfangen, rechnen wir aus, wenn er zu Ihnen kommt, wie Sie erst die Erschütterung überstehen, dann anspannen lassen und fahren, fahren und fahren. Emilie behauptet, sie wird die Stunde wissen, wann, wann ihr geliebter, ihr verehrter Vater eintreffen und hier vor der Schwelle des weißen, fernschimmernden Hauses absteigen wird. Sie können denken, Geliebtester, daß ich ihr den Inhalt Ihrer Briefe mitgetheilt habe.

Kommen Sie nicht, Bester, Liebster, dann nur

Ein Wort, und wir fliegen zu Ihnen und umarmen Sie in Ihrem alten Rittersaal. Aber Sie reisen gewiß hieher, treten wieder auf die Bühne Ihrer Jugend, besuchen den Brunnen, die Buche, Genf und Rolle. Dann reisen wir nach Constanz, auf das Gut des Oheims, das Emilie von ihm erbt. Ja, geliebter Vater, wir werden noch schöne Stunden mit einander leben. Der Abend Ihres Daseins wird sich so heiter verklären, wie die Gipfel der Alpen, die die scheidende Sonne in Rosenlicht taucht.

Wodurch habe ich es verdient, so glücklich zu sein? — Mein Leben ist

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tieck, Ludwig,

Ludwig Tieck's Gesammelte Novellen

Bd.: 1. Der Wassermensch. Der Mondsüchtige

Breslau 1838

P.o.germ. 1469 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121493-8